



Zeitschrift für
Religions- und
Weltanschauungsfragen

68. Jahrgang

2/05

Das Spezifische der „Buchreligionen“

Warum nicht Feng Shui?

**„Was gut und böse ist“
Über Religion im Kriminalroman**

**Die Ära der Quantencomputer
und ihre Folgen für das Naturverständnis**

Demeter-Produkte weniger gefragt

Evangelische Zentralstelle
für Weltanschauungsfragen

IM BLICKPUNKT

- Ulrich Dehn
Das Spezifische der „Buchreligionen“ 43

BERICHTE

- Gerd Aldinger
Warum nicht Feng Shui? 52

- Lutz Lemhöfer
„Was gut und böse ist“
Über Religion im Kriminalroman 57

- Günter Ewald
**Neues Computer-Zeitalter und seine Folgen
für ein neues Naturverständnis** 65

INFORMATION

- Interreligiöser Dialog**
Sind monotheistische Religionen besonders anfällig für Gewalt? 71

- Esoterik**
Auftrag ausgeführt... 74

- Neohinduisismus**
Auch die „Zukunftsstadt“ Auroville von Flutkatastrophe betroffen 74

- Anthroposophie**
Demeter-Produkte weniger gefragt 75

- Islam**
Lebenslagen von Migrantinnen 76

BÜCHER

- Mark Juergensmeyer*
Terror im Namen Gottes
Ein Blick hinter die Kulissen des gewalttätigen Fundamentalismus 76

Ulrich Dehn

Das Spezifische der „Buchreligionen“

Schriftreligionen – Buchreligionen

Das Wort „Buchreligion(en)“ ist kein religionswissenschaftlicher Terminus. In der Religionswissenschaft ist von Heiligen Schriften und von der Unterscheidung von Schriftreligionen und vorschriftlichen Religionen die Rede, aber auch die letztere Unterscheidung hat nur geringen heuristischen Wert, weil viele vorschriftliche Religionen irgendwann schriftlich geworden sind oder von der Gattung her eher als regionale Kultradiationen zu betrachten wären.

Wenn wir „Buchreligionen“ als allgemeine Kategorie betrachten wollten, müssten wir neben denen, die terminologisch gemeint sind (Judentum, Christentum, Islam), u.a. noch den Sikhismus mit seinem Guru Granth Sahib oder die Baha'i mit dem Kitab i'Aqdas und drei weiteren wichtigen Schriften Baha'u'llahs berücksichtigen und kommen dann bereits in einen Bereich von Grauzonen. Auch wenn etwa die Bhagavadgita als heiliges Buch gilt, wäre genauer zu benennen, von welchen Segmenten der hinduistischen Frömmigkeit sie als solches anerkannt wird. Für manche staatsshintoistisch orientierte Japaner haben auch die mythischen Epen Nihonshoki und Kojiki aus dem Anfang des 8. Jahrhunderts heiligen Rang, trotzdem wird der staatsnahe Teil des Shinto deshalb nicht als Buchreligion bezeichnet.

Der Terminus Buchreligion ist im Unterschied zur Schriftreligion ein theologischer Begriff der islamischen Theologie. Er ist eine aus dem Koran herleitbare Kon-

vention aus der Wendung „Leute des Buchs/der Schrift“ (*ahl al'kitab*), ähnlich wie dies der Fall ist mit dem sich daran anschließenden Konstrukt der drei monotheistischen oder abrahamitischen Religionen, die an vielen Orten zum „Triolog“ zusammenkommen. Manchmal weisen die Baha'i darauf hin, dass sie gerne in dieses monotheistische trilaterale Gespräch aufgenommen würden, was schon darauf hinweist, dass jede Konvention dieser Art aufweichbar und dispositionsfähig ist. Das Kriterium des Monotheismus wird auch von vielen süd- und ostasiatischen Frömmigkeitstypen und Kulturen erfüllt, die unter den Begriffen „Hinduismus“ und „Buddhismus“ zusammengefasst werden.

„Leute des Buchs“

Es soll ein kurzer Blick auf die „Leute des Buchs“ im Koran geworfen werden, bevor wir uns dann mit dem Spezifischen der „Buchreligionen“ beschäftigen. Die „Leute des Buchs“ oder auch „Schriftbesitzer“, womit zumeist die Juden und Christen gemeint sind, stellen eine vieladressierte Größe im Koran dar, gelegentlich differenziert in Juden oder Christen. In Sure 2,62 werden auch die Sabier¹ in diese monotheistische Wertschätzung einbezogen, jedoch nicht mit dem Ausdruck *ahl al'kitab* belegt. Ähnlich ergeht es in Persien den Zoroastriern sowie später in Indien nach dem Mongolensturm unter der Herrschaft der Sultane seit dem 13. Jahrhundert den nicht-muslimischen In-

dem, da die herrschende muslimische Minderheit pragmatisch mit der Tatsache einer nicht-muslimischen Mehrheit umgehen musste.

Ob Muhammad sich mit der Hervorhebung der Juden und Christen aus anderen Religionsgemeinschaften, die sich ja bis in heutige Gesetzgebung hinein niedergeschlagen hat, den beiden Gruppen anbieten wollte, ist sehr umstritten. Dagegen spricht, dass sie im alten Arabien und in Mekka ohnehin so klein an Zahl waren, dass eine opportunistische Annäherung, sei es politischer, sei es theologischer Art, pragmatisch gar nicht geboten war.² Muhammads Verhältnis zu den „Leuten des Buchs“ war immer in erster Linie sachbezogen, in zweiter Linie geprägt durch historische Erfahrungen. Abraham, Moses, Jesus, Torah, Evangelium und die alttestamentlichen Propheten gelten im Koran als Verkünder der gleichen göttlichen Offenbarung, obwohl der Koran zwischen Christen, Juden und der eigenen Akzentsetzung auch deutlich unterscheidet. Den Juden gegenüber verteidigt der Koran die Reinheit Marias und das Prophetentum Jesu, den Christen gegenüber werden Moses und die (anderen) israelitischen Propheten gewürdigt, v.a. aber Abraham als Zeuge des tiefen Eingottglaubens. Die Selbstverständlichkeit, mit der im Koran diese Gestalten aus der jüdisch-christlichen Tradition vorkommen, zeigt, dass sie in der Umgebung von Muhammad bekannt gewesen sein müssen. Wohl hatte er keinen Kontakt zu ganzen Gemeinden und auch nicht zum Hauptstrom altkirchlicher Christlichkeit und ihrer herrschenden Trinitätstheologie und Christologie, sondern kannte das Christentum in erster Linie von einzelnen Eremiten und Mönchen, die eher ein melkitisches, jakobitisches und nestorianisch geprägtes Christentum vertraten, und er kannte offenbar einige Lehrinhalte der Monophysiten.

Wahrscheinlich hatte Muhammad keinen Zugang zum Alten und Neuen Testament, die auch zu dem Zeitpunkt noch nicht in vollständiger arabischer Übersetzung vorlagen³ – ohnehin ist wahrscheinlich, dass er Analphabet war.

Nach wie vor umstritten ist in der Forschung der Einfluss, den evtl. das ebionitische Judenchristentum auf Muhammad hatte, ein Einfluss, der seit alters von christlichen Apologeten behauptet und von muslimischen Apologeten bestritten wurde.⁴ Das Thema des christlichen Einflusses auf Muhammad soll hier nicht weiterverfolgt werden, da es höchstens zu Muhammads Motivationsklärung zur Benutzung des Begriffs „Buchreligionen“ beitragen kann.

Im Koran gibt es ein Einigungsangebot an die Leute der Schrift, das wohl so eine Art Friedensvertrag darstellen sollte: „Sag, ihr Leute der Schrift! Kommt her zu einem Wort, das zwischen uns und euch gleich ist. Dass wir Gott allein dienen und ihm niemanden beigesellen und dass wir Menschen uns nicht untereinander an Gottes Statt zu Herren nehmen“ (Sure 3,64).

Die Juden und Christen gehen nicht auf Muhammads Angebot ein, ein gemeinsames monotheistisches Dach für die Traditionen und die eigentliche Identität ihrer Botschaft zu akzeptieren. Daraufhin wirft er den Juden und Christen vor, dass sie die Offenbarung Gottes von Propheten und Gesandten in gleicher Weise empfangen, sie aber verfälscht und sich vom monotheistischen Glauben entfernt haben. Die Lehren von der Gottessohnschaft Jesu und von der Trinität seien dafür ein Beleg. Dabei ist es nach Auskunft einiger Stellen im Koran nicht die Trinität Gott Vater-Sohn-Geist, sondern die Dreiheit Gott-Maria-Jesus (Sure 5,116⁵), die Muhammad vermutlich aufgrund seines Kontaktes zu häretischen Gruppen vor Augen hat. Die Tatsache jedoch, dass es heftige, auch blutige

Auseinandersetzungen in und um Medina gab, liegt nicht in den theologischen Optionen Muhammads und in gezielten Verfolgungsaktivitäten begründet oder in einer besonderen Grausamkeit der Muslime, sondern in der komplizierten Beziehungsgeschichte auf der arabischen Halbinsel, im Machtkampf zwischen den Stämmen, im Verteilungskampf eines jeden gegen jeden. Karawanen zu überfallen (*razzia*) gehörte als tägliches Mittel zum Kampf um das Überleben.

Dank dieser Wertschätzung der Buchreligionen erhalten Juden, Christen und Zoroastrier in mehrheitlich islamischen Staaten den Sonderstatus des (kollektiv) *ahl al-dhimma* oder (individuell) *dhimmi*, des / der „Schutzbefohlenen“. Auch wenn dieser Status einschließlich der zugestandenen freien Religionsausübung nicht dem der europäischen Aufklärung verdankten Toleranzbegriff und voller Religionsfreiheit genügt, erging es den *dhimmi* unter muslimischer Herrschaft meist besser als umgekehrt Muslimen unter christlicher Herrschaft. *Dhimmi* zahlten keine normale Steuer (*zakat*, *sadaqa*), sondern eine jährlich erhobene „Kopfsteuer“ (*djizya*), die vermutlich ca. 10 Prozent des Einkommens ausmachte. Sie war in der Regel höher als die Steuer der muslimischen Bevölkerung und stellte somit einen finanziellen Anreiz zur Konversion dar.⁶

Buchreligionen

Welchen Sinn könnte es haben, über den koranischen Gebrauch hinaus von „Buch/Schriftreligionen“ zu reden? Die Religionswissenschaft ist inzwischen zu der Einsicht gelangt, dass in der Vergangenheit mit vielen Kategorisierungen dieser Art zwar handliche Reduktionen der komplexen religiösen Welt vorgenommen wurden, jedoch eine differenzierte Sicht auf die Welt der Religionen eher getrübt

wurde. Auch in südasiatischen religiösen Traditionen findet sich eine große Bereitschaft, Bezug auf das Schriftgut zu nehmen. Buddhisten aller Variationen leben mitunter sehr stark mit den legendarischen Berichten über die frühe Biographie des Buddha im *Majjhima Nikaya*, ostasiatische Buddhisten hegen hohe Wertschätzung für das Herz-Sutra oder das Lotus-Sutra, einige indische Strömungen berufen sich mit der gleichen Frömmigkeit auf die *Bhagavadgita* oder das *Bhagavata Purana* wie Christen auf das Neue Testament, das *Sri Guru Granth Sahib* der Sikhs hat einen Stellenwert, der über den eines „Buches“ weit hinausgeht. Mit dem gleichen Recht könnten hier das Buch Mormon der „Heiligen der Letzten Tage“, die „Göttlichen Prinzipien“ der Vereinigungskirche oder das Buch „*Dianetic*“ der Scientology-Organisation genannt werden.⁷

Auf der anderen Seite stammt die metakritische Hochschätzung der „Bücher“, der heiligen Schriften der Religionen in der Religionswissenschaft aus einer Zeit, in der diese sich überwiegend als Religionsphilologie verstand und den Zugang zu Religionen fast ausschließlich von ihren Schriften her gewann. Es ist auch heute noch sinnvoll, dass Religionswissenschaftler Pali und Sanskrit, Arabisch, Chinesisch oder Japanisch, Griechisch, Hebräisch beherrschen, aber die Ethnologie und kulturwissenschaftliche Forschungszweige haben der Religionswissenschaft beigebracht, dass die gesamte Geschichte des religiösen Verhaltens, alle ihre Kommunikationszusammenhänge und die Lebenswelt der Gläubigen zu berücksichtigen sind, um eine „Religion“ zu verstehen. Dann wird sich herausstellen, welchen Stellenwert die jeweilige heilige Schrift im Überlieferungszusammenhang der Gläubigen hat. Die heiligen Schriften, die meist das Endstadium einer jahrhundertelangen mündlichen Tradition darstellen,

behalten ihre Relevanz darin, dass sie Mythen transportieren, die sich weiterentwickeln und für den Weiterbestand der religiösen Tradition sorgen. „Mythen“ heißt hier: Geschichten vom Entstehen und Vergehen, von der Gemeinschaftsbildung und -erhaltung, Geschichten der Welterklärung, nämlich vom Beginn und Ende der Welt, Geschichten, die die Wirklichkeit verstehen helfen. Mythen haben Rückbezugsfunktion, sie geben dem „kulturellen Gedächtnis“ der Religionsgemeinschaft das Rückgrat. Dies ist unbenommen der Hochschätzung der auf die Schriften folgenden Tradition und der hermeneutischen Prozesse, in denen es darum geht, stets die Aktualität der Schriften neu in jeweiligen Kontexten unter Beweis zu stellen.

Schöpfungsmythen, Mythen der Migration und Länder- und Städtegründungen (Juden, Mormonen), Mythen der Berufungen und Offenbarungsvisionen von Stiftergestalten, Prüfungs- und Versuchungsgeschichten, Wundergeschichten und mythologische und kosmogonische Endzeitzenszenarien gehören zu dieser Gattung. Fast alles davon finden wir auch in den Heiligen Schriften der „Buchreligionen“. Dies bedeutet zunächst, dass sowohl von der Gattung der heiligen Schriften her als auch in Hinsicht des Stellenwerts der Schriften eine Hervorhebung der Buchreligionen als spezifische Erscheinungen in der Welt der Religionen unsachgemäß ist. D.h. der islamisch-theologische Ausdruck „Leute des Buchs“ oder „Leute der Schrift“ für eine bestimmte (kleine) Gruppe von Religionsgemeinschaften ist für die allgemeine Religionswissenschaft nicht übernehmbar.

Die Gemeinsamkeit kann an anderen Stellen identifiziert werden, auch wenn dann immer noch überprüft werden muss, ob wirklich eine andere Religionen abschließende Gemeinsamkeit vorliegt. Ob

der in Gen 14,18-20 erwähnte König/Priester Melchisedek ein gutes Argument für eine Öffnung der „monotheistischen Ökumene“ ist, muss im Einzelnen exegetisch überprüft werden.⁸ Vieles spricht dafür, dass es sich um den typischen Vertreter eines kanaänischen Lokalkultes handelte.⁹

Die Art der in den heiligen Schriften tradierten Mythen zeugt von einem geschichtlichen Umgang mit der Wirklichkeit, von einem Blick auf die Welt von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende, und von einem theologischen Geschichtsverständnis, das in Beziehungsstrukturen denkt. Die Geschichte der Wirklichkeit spielt sich zwischen Gott, den Menschen und der allgemeinen Welt-Wirklichkeit ab, in einer unterschiedlich weiten Perspektive. Diese umfasst je sowohl die Universalität des Anfangs und des Endes als auch die Partikularität der sich dazwischen ereignenden Geschichte. Eine Konzeptionalisierung dieser Perspektivendynamik hat der Neutestamentler Oskar Cullmann unter dem Titel „Christus und die Zeit“ in den 1940er Jahren vorgenommen, Hans Conzelmann hat dies als Konzept des lukanischen Geschichtswerks nachzuweisen versucht.¹⁰ Auch ohne diese geschichtstheologischen Konstruktionen reichen für meine Argumentation die Stichworte der Geschichtlichkeit und der Perspektivenverschiebung. Im Islam ist diese Perspektivenverschiebung von der (universalen) Schöpfung über die partikuläre Geschichte der je regionalen Propheten hin zur universalen Öffnung durch Muhammad nachzuzeichnen. Zugleich bedeutet „Geschichtlichkeit“ nicht, dass eine Relativierung / Historisierung der eigenen Geschichte vorläge, sondern gerade die mythische Rekonstruktion verhilft dazu, die eigene Geschichte als bleibend und bedeutsam, die jetzige Existenz betreffend zu begreifen.¹¹

Was verbindet die Buchreligionen?

Ein Ort, an dem viel über das Gemeinsame der Buchreligionen und die Möglichkeit ihrer Begegnung nachgedacht wird, ist der „Dialog“. ¹² Ich greife hier einige Impulse und Themen auf, die im Umfeld dieser Aktivitäten eine Rolle spielen. Wichtig erscheint mir die differenzierte hermeneutische Bemühung darum, wie die gleichen Erzählmotive variiert in den drei Traditionen auftauchen. Diese Erzählmotive als narrative Gotteserfahrungsberichte erlauben es, von der Gruppe der drei semitischen monotheistischen Religionen zu sprechen, und sie erlauben einen Diskurs über die *Selbigkeit oder Nichtselbigkeit des angebeteten Gottes*. Das 2. Vatikanum hat sich 1964 in *Lumen gentium* 16 positiv zur Selbigkeit des von den drei Traditionen angebeteten Gottes geäußert: „Die Heilsabsicht (Gottes) umfasst aber auch die, welche den Schöpfer anerkennen, unter ihnen besonders die Muslime, die sich zum Festhalten am Glauben Abrahams bekennen und mit uns den einzigen Gott anbeten, den barmherzigen, der die Menschen am Jüngsten Tag richten wird“. Das Communiqué eines Dialogtreffens des Ökumenischen Rates der Kirchen in Cartigny 1969 sagt: „Judentum, Christentum und Islam gehören nicht nur historisch zusammen; sie sprechen von demselben Gott, Schöpfer, Offenbarer und Richter“. ¹³ Es gibt viele gute Argumente dafür, die unterschiedlichen Aussagen über Gott in der hebräischen und griechischen Bibel und im Koran als Aussagen über ein und denselben Gott auf der Basis unterschiedlicher Gotteserfahrungen zu betrachten, zumal sie auch innerhalb der jeweiligen heiligen Schriften sehr divergent sind. Aber ich denke, dass wir an dieser Stelle an eine Grenze der theologisch zulässigen Spekulation stoßen, die auch nicht mit der von John Hick entfalteten

Unterscheidung von Gott „an sich“ und den unterschiedlichen Gotteserfahrungen zu durchstoßen ist. Gleichwohl ist daran zu erinnern, dass Christen und Juden vor der Wahl stehen, gegen das 1. Gebot zu verstoßen, wenn gesagt wird, Muslime beteten einen „anderen Gott“ an, oder Muslime als „Götzenanbeter“ denunzieren zu müssen (und damit das Anliegen auf den Kopf zu stellen, das nach muslimischem Selbstverständnis Muhammad gegenüber seiner polytheistischen Umwelt vertreten hat) und sie damit aus dem Dialog auf gleicher Augenhöhe zu entlassen.

Abraham

Abraham ist der wichtigste Bestandteil der gemeinsamen Motivgeschichte, aber seine Interpretation auch nicht unumstritten, wie schon die Buch- oder Kapitelüberschriften „Streit um Abraham“ zeigen. Karl-Josef Kuschel hat seinem Abraham-Buch folgende Zitate vorausgestellt: Für die jüdische Tradition: „Abrahams Haus stand allen Menschenkindern offen, den Vorbeiziehenden und Heimkehrenden, und Tag für Tag kamen welche, um bei Abraham zu essen und zu trinken. Wer hungrig war, dem gab er Brot, und der Gast aß und trank und ward gesättigt. Wer nackt in sein Haus kam, den hüllte er in Kleider und ließ ihn von Gott erfahren, dem Schöpfer aller Dinge“. ¹⁴ Aus dem Neuen Testament: „Nach dem Schriftwort: ‚Ich habe dich zum Vater vieler Völker bestimmt‘ ist Abraham unser aller Vater vor Gott, dem er geglaubt hat, dem Gott, der die Toten lebendig macht und das, was nicht ist, ins Dasein ruft“ (Röm 4,17). Und aus dem Koran: „Ihr Leute der Schrift! Warum streitet ihr über Abraham, wo doch die Tora und das Evangelium erst nach ihm herabgesandt worden sind? Habt ihr denn keinen Verstand? ... Abraham war weder Jude noch Christ, er war

vielmehr ein (Gott) ergebener Hanif, und kein Heide“ (Sure 3,65-67). So unumstritten Abraham wichtiges Element der drei Traditionen ist, so unterschiedlich sind die Wirkungsgeschichten, die Kuschel als „Halachisierung“ durch das Judentum, „Verkirklichung“ durch das Christentum und „Islamisierung“ durch den Islam kennzeichnet (ohne damit sonderlich viel zu sagen). Ferner geben die koranische Sondertradition über Abraham wie etwa seine Rolle (gemeinsam mit Ismael) als Gründer der zentralen Gebetsstätte (Ka'aba) (insbesondere Sure 2,124-141) wie auch die exklusivistischen Abrahamansprüche jüdischer wie auch christlicher Theologie Anlass zu der Vermutung, dass eine „abrahamische Ökumene“ kein Projekt ist, das sich bald flächendeckend verwirklichen ließe. Martin Bauschke differenziert zwischen 1. *abrahamitisch* als dem Projekt einer monotheistischen Urreligion oder synkretistischen Metareligion, in der Judentum, Christentum und Islam aufgehen (oder untergehen), 2. *abrahamistisch* als dem Versuch, die drei monotheistischen Religionen zu einer exklusivistischen Festung gegen alle anderen Religionen und Weltanschauungen zusammenzuschließen, und 3. *abrahamisch* als dem Projekt eines ökumenischen Dialogs, der von einer „globalen, offenen, akzeptativen und integrativen Religionstheologie“ inspiriert ist. Er beruft sich auf das komplementäre Modell des katholischen Theologen und Islamwissenschaftlers Louis Massignon und den Gedanken einer gemeinsamen Erlösungsgeschichte von Juden, Christen und Muslimen des Theologen Georg Baudler.¹⁵ Kuschel definiert abrahamisch etwas schlichter als „abrahamentsprechend“, „abrahamverpflichtet“. Das sei „sachlich präzise“ gegenüber dem „sprachlich unnötig komplizierten“ und „sachlich missverständlichen“ Wort „abrahamitisch“.¹⁶ Ich möchte ungeachtet die-

ser Hinweise und Konnotierungsversuche weiter von den Buchreligionen als abrahamitischen Religionen sprechen und damit lediglich deskriptiv das Gemeinsame des Vorkommens des Abraham-Motivs meinen.

Noah und das Thema Opfer

Zwei Motive seien kurz trilateral skizziert: Die *Noah-Tradition* (Gen 6-8) lebt im christlichen Kontext von der Anschaulichkeit der Arche und des anschließenden segensreichen Regenbogens als Zeichen des Bundes. In der christlichen Verwendung übermalt der Regenbogen im buchstäblichen und übertragenen Sinne die Gerichtsaspekte. Die Arche und ihr Strafcharakter sind Vorspiel zum glücklichen Ende der Reue Gottes und der Verheißung einer lebenswerten Welt für Mensch und Tier. Die jüdische Tradition gibt der Halacha ihren Stellenwert zurück und lehrt auch das Strafgericht ernstzunehmen, ohne den Regenbogen klein zu reden. Im Koran (Sure 23,23-30) kommt der Regenbogen gar nicht vor. Hinzu kommt, dass Noah (Nuh) als nicht universaler, sondern regionaler Prophet betrachtet und mithin auch die Flut als ein regionales Phänomen angesehen wird. Noah (Nuh) ist selbst Verkündiger, dessen Botschaft abgelehnt wird: die Handlung wird sehr stark als ein begrenztes Drama inszeniert. Alle, die die Botschaft nicht annehmen, gehen unter in der Flut.¹⁷ Die Noah-Geschichte ist somit eine Geschichte von der Botschaft über die Rechtleitung Gottes und ihre Annahme oder Nichtannahme und die damit verbundenen Konsequenzen, während sie in der christlich-jüdischen Tradition eine Ätiologie für die Beständigkeit der Welt und ein Lehrstück über die reuige Barmherzigkeit Gottes ist, also eher vom guten Ende her interpretiert wird.

Die *Opferthematik* am Beispiel der Geschichte Abrahams und Isaaks in Gen 22

erhält ebenfalls unterschiedliche Facetten in den drei Traditionen.¹⁸ Die rabbinische Tradition unterscheidet nach Gottesbezeichnungen in der Geschichte: Es ist *elo-him*, der Abraham prüft und um ein Opfer bittet, und es ist YHWH, der den Vorgang stoppt und das Leben Isaaks rettet. Die Benutzung zweier Gottesnamen reflektiert den inneren und äußeren Konflikt in Abraham, ein sprachlicher Vorgang, der auch in der Geschichte von Bileam zu beobachten ist. Isaak ist kein kleines Kind, das als passives Opfer durch die Geschichte hindurchgeht, sondern er wird von den rabbinischen Auslegern als Erwachsener betrachtet, der bewusster Mitspieler und zum freiwilligen Opfer bereit ist. Isaak geht, so folgern die Rabbiner, aus dieser Episode geschwächt hervor, so ist es auch möglich, dass er aufgrund seiner schwachen Vision von seinem Sohn Jakob betrogen wird.¹⁹

Die christliche Deutung legt wenig Gewicht auf die Rolle Isaaks, sondern liest Gen 22 als Abrahamsgeschichte. Abraham ist Vorbild eines unerschütterlichen Glaubens, der über den grausamen Befehl Gottes hinweg zuversichtlich auf die unverbrüchliche Verheißung Gottes schaut. Im Wesentlichen wird die Geschichte von christlichen Auslegern als religionsgeschichtliche Ätiologie über die Ablösung des Menschenopfers durch das Tieropfer betrachtet, in der jüdischen Rezeptionsgeschichte spielt dieser Aspekt eine untergeordnete Rolle, vielmehr steht die Prüfung Abrahams im Vordergrund. Auch im Neuen Testament gibt es beim Thema Opfer keinen Bezug auf Gen 22.²⁰

Der Islam kennt das Opfer nicht, auch wenn der Name seines höchsten Festes etwas anderes suggeriert. Die rituelle Schächtung von Tieren, in der Regel Lämmern, zum gemeinschaftlichen Verzehr im Opferfest im Monat Hajj ist keine Opferung, zu der die rituelle Hingabe und vollständige Verbrennung gehören würde.

Das blutige Opfer zur Beschwichtigung Gottes oder der Götter wird im Islam als Überwindungsbedürftiger heidnischer Ritus betrachtet. Gestattet ist die Schlachtung von Tieren zum lebensnotwendigen Verzehr des Fleisches, nicht aus Grausamkeit, und zumal zum Zweck des Teilens mit anderen. Die Opferkritik erinnert an Hoseas Wort „Denn ich habe Lust an der Liebe, und nicht am Opfer, und an der Erkenntnis Gottes, und nicht am Brandopfer“ (Hosea 6,6). Die Episode Sure 37,99-113 gibt den Vorgang in Gestalt von Dialogen wieder, der „Sohn“, in der islamischen Theologie meist als Ismael gedeutet, gelegentlich aber auch als Isaak²¹, ergibt sich in den Befehl Gottes, der ihm von Abraham erheblich unverblümt als in Gen 22 mitgeteilt wird. Die große Hingabe der beiden an Gottes Wille wird unverzüglich belohnt, das ganze ausdrücklich als „offenkundige Prüfung“ bezeichnet. Von der Subjekthaftigkeit des Sohnes und dem Prüfungscharakter der Geschichte her ist die koranische Version nicht weit von der jüdischen Schriftauslegung entfernt.

Diese motivtheologischen Vergleiche zeigen, dass es ein spezifisches gemeinsames theologisches Gedächtnis der drei Traditionen gibt, das zugleich auch signifikante Unterschiede aushält. Das schließt nicht aus, dass es auch Motivaneignungen quer durch die Religionsgeschichte hindurch gibt, so die Aneignung Jesu als 13. Avatar Vishnus im vaishnavitischen Hinduismus oder die Legendenbildung über Indien- und Japan-Reisen Jesu bei den Ahmadiyya, bei der japanischen Bewegung Mahikari und in anderen Zusammenhängen.²²

„Buchreligiöse“ Schöpfungstheologie

Judentum, Christentum und Islam ist gemeinsam, dass sie im Unterschied zu den kosmistischen Religionen Ostasiens die Welt als von Gott geschaffen betrachten.

Selbst wenn es schöpfungstheologische kosmogonische Mythologien in anderen Kulturkreisen gibt, werden diese konterkariert von der deutlich antikosmogonischen Theologie der Schöpfungsberichte in Genesis 1-3 und im Koran: Es gibt keine konkurrierenden Gottheiten, im Zusammenspiel mit denen das Welterschaffungsgeschehen sich ereignet. Schöpfung ist ein Werk des einen Gottes gegenüber der nicht-göttlichen natürlichen Welt. Selbst wenn Relikte aus der polytheistischen Umwelt wie die Übernahme des Begriffs für Sonne (*schemesch* von der mesopotamischen Sonnengöttin Schamasch etc.) zu finden sind, ist die monotheistische Transformation deutlich. In der hebräischen Bibel ist sie mit deistischen Akzenten als Schöpfung mit schneller Verantwortungsübergabe an den Menschen konzipiert, in der koranischen Theologie ist Gott stets präsent als Regisseur des weltlichen Geschehens.²³ So ist auch den „Buchreligionen“ ein Typ von Eschatologie gemeinsam, der Gerichtsaspekte, die Wiederkehr eines Erlösers und die Erfüllung des Lebens der Schöpfung umfasst.

Fazit

Es hat sich gezeigt, dass die Buchreligionen sich begrifflich zusammenfassen lassen als Träger einer gemeinsamen Motivgeschichte, eines gemeinsamen religiös-kulturellen Gedächtnisses, das in ihren Schriften gepflegt und rezipiert wird. Aus diesem Grund sind eine Reihe von theo-

gischen Gemeinsamkeiten diskutierbar, gleichzeitig dokumentieren die Unterschiede die Kontextverschiebung der Traditionslinien. Der Begriff Buchreligionen jedoch eignet sich nur als (innerislamische) Konvention, nicht aber in seiner inhaltlichen Bestimmtheit, da die Bezugnahme auf eine oder mehrere Heilige Schriften ein Merkmal auch vieler anderer religiöser Traditionen ist. Er ist als aus dem Koran abgeleiteter Begriff Stichwort einer islamischen inklusivistischen „Theologie der Religionen“, die von dem einen und selbigen Gott der semitischen monotheistischen Glaubensformen ausgeht und ihnen das Angebot einer gemeinsamen Gottesverehrungstradition macht.

Der Ausdruck „abrahamitische Religionen“ ist aus christlich-theologischer und aus religionswissenschaftlicher Sicht geeigneter, da er in genuiner Weise ein inhaltliches Moment der drei Traditionen anspricht, er soll aber nur als deskriptiver Ausdruck mit Bezug auf Motivgemeinschaften verstanden werden.

Der Ausdruck „Triolog“ ist sinnvoll und benutzbar, sofern er genau darauf Bezug nimmt, und nicht etwa suggeriert, dass der Dialog zwischen den abrahamitischen Religionen naheliegend, leicht zu führen und schwellenarm sei. Gemeint ist dann die Eingrenzung auf den Dialog zwischen den religiösen Traditionen mit den besagten Gemeinsamkeiten unter Bezugnahme auf kulturelle Gedächtnisse, die ein hermeneutisches Netz unter den Gesprächspartnern ausbreiten.

Anmerkungen

¹ Nach Khoury „entweder eine Täufergemeinde wie die Mandäer oder eine syrische Gemeinde von Sternanbetern mit hellenistischen Tendenzen“ (Der Koran. Arabisch-Deutsch, übersetzt und kommentiert von Adel Theodor Khoury, Gütersloh 2004, 67).

² Vgl. Monika & Udo Tworuschka, Der Koran und seine umstrittenen Aussagen, Düsseldorf 2002, 114ff; Rüdiger Braun, Mohammed und die Christen

im Islambild zeitgenössischer christlicher und muslimischer Apologeten, Neuendettelsau 2004.

³ Vgl. Christine Schirmacher, Christen im Urteil von Muslimen – Kritische Positionen aus der Frühzeit des Islam und aus der Sicht heutiger Theologen, in: Ursula Spuler-Stegemann (Hg.), Feindbild Christentum im Islam, Freiburg i. Br. 2004, 12-34, 15; auch Günter Riße, „Gott ist Christus, der Sohn der Ma-

- ria“. Eine Studie zum Christusbild im Koran, Bonn 1989.
- ⁴ Vgl. hierzu das klassische Werk Hans-Joachim Schoeps, *Theologie und Geschichte des Judentums*, Tübingen 1949; zuletzt zu diesem Thema: Braun, Mohammed und die Christen, bes. 97-127, der sich allerdings eines neuen Beitrags zur Kontroverse enthalten will.
- ⁵ „Und als Gott sprach: ‚O Jesus, Sohn Marias, warst du es, der zu den Menschen sagte: Nehmt euch neben Gott mich und meine Mutter zu Göttern?‘“
- ⁶ Vgl. u.a. Peter Heine, Abgabe (gesetzliche), in: Adel Th. Khoury / Ludwig Hagemann / Peter Heine, *Islam-Lexikon*, Freiburg i. Br. 1991, 25-32, 27f.
- ⁷ Vgl. Renate Pitzer-Reyl, Heilige Schriften in Neuen Religionen, in: Udo Tworuschka (Hg.), *Heilige Schriften. Eine Einführung*, Darmstadt 2000, 271-287.
- ⁸ Vgl. hierzu den rabbinischen Theologen Jakob J. Petuchowski, *Melchisedech. Urgestalt der Ökumene*, Freiburg/Basel/Wien 1979.
- ⁹ Vgl. Claus Westermann, *Genesis Kapitel 12-36 (= Biblischer Kommentar Altes Testament Bd. 1,2)*, Neukirchen-Vluyn ²1989, 240-244.
- ¹⁰ Oskar Cullmann, *Christus und die Zeit*, Zollikon-Zürich 1946; Hans Conzelmann, *Die Mitte der Zeit*, Tübingen 1954.
- ¹¹ Vgl. Carl-Friedrich Geyer, *Mythos*, München 1996, 90. „Der Mythos ist der historisch-kontingente Ausdruck einer allgemeinen, die einzelnen geschichtlich bedingten Aussageweisen übersteigenden menschlichen Situation“ (68); vgl. auch U. Dehn, *Religion und Mythos, Materialdienst der EZW* 3/2004, 83ff.
- ¹² Vgl. hierzu den Überblicksartikel „Der jüdisch-christlich-islamische Dialog“ von Martin Bauschke im *Handbuch der Religionen*, hg. von Michael Klöcker / Udo Tworuschka, München 1997ff, II-4.2.17, 1-26.
- ¹³ *Ökumenischer Rat der Kirchen (Hg.), Meeting in Faith. Twenty Years of Christian-Muslim Conversations*, Genf 1989, 4.
- ¹⁴ M. J. Bin-Gorion, *Die Sagen der Juden. Mythen, Legenden, Auslegungen*, Berlin 1935, 268, zitiert bei Kuschel, *Streit um Abraham*, München 1994, 10.
- ¹⁵ Vgl. Georg Baudler, *Die Befreiung vom Gott der Gewalt. Erlösung in der Religionsgeschichte von Judentum, Christentum und Islam*, Düsseldorf 1999.
- ¹⁶ Kuschel, *Streit um Abraham*, 309, Anm. 4.
- ¹⁷ Vgl. U. Dehn (Hg.), *Noah – Allianz unter dem Regenbogen? Juden, Christen und Muslime im Gespräch*, EZW-Text Nr. 163, Berlin 2002.
- ¹⁸ Vgl. U. Dehn (Hg.), *Wo aber ist das Opferlamm? Opfer und Opferkritik in den drei abrahamitischen Religionen*, EZW-Text Nr. 168, Berlin 2003.
- ¹⁹ Vgl. Jonathan Magonet, *Die Fesselung Isaaks*, in: Dehn (Hg.), *Opferlamm*, 19-27, bes. 21-23.
- ²⁰ Vgl. Christian Eberhart, *Die Prüfung Abrahams – oder: Wo aber ist das Opfer im Neuen Testament? Exegese von 1. Mose 22 aus christlicher Sicht*, in: Dehn (Hg.), *Opferlamm*, 28-49.
- ²¹ Hamideh Mohagheghi (Opfer im Islam? Abraham und sein Sohn, in: Dehn[Hg], *Opferlamm*, 50-55, 55) weist darauf hin, dass der Korantext ausdrücklich offen lässt, um welchen Sohn es sich handelt, damit dieses Ereignis nicht für eine einzelne Abstammungslinie Abrahams reklamiert werden könne.
- ²² Vgl. U. Dehn, *Spiegelung oder Enteignung des Christentums? Rezeptionen der Jesus-Tradition in der Ahmadiyya-Bewegung und bei Mahikari*, in: U. Dehn / K. Hock (Hg.), *Jenseits der Festungsmauern – Verstehen und Begegnen*, FS Olaf Schumann zum 65. Geburtstag, Erlangen 2003, 371-384.
- ²³ Vgl. U. Dehn, *Schöpfung und Flut*, in: Ralf Geisler / Holger Nollmann (Hg.), *Muslime und ihre Glaube in kirchlicher Perspektive*, Freundesgabe für Heinz Klautke zum 65. Geburtstag, Schenefeld 2003, 211-224.

Gerd Aldinger, Darmstadt

Warum nicht Feng Shui?

Der Verfasser dieses Artikels hat die undankbare Aufgabe übernommen, etwas Wasser in den Wein zu schütten:

- Ist Feng Shui nicht eine neue, positive Erfahrung von der alle, die es ausprobiert haben, schwärmen?
- Warum soll man nicht nach den alten Regeln dieser chinesischen Kunst bauen und einrichten?
- Wird nicht unsere heutige architektonisch geplante Umwelt oft als reizlos, monoton, unangenehm, ja sogar als gesundheitlich belastend empfunden?
- Und kann vielleicht mit Hilfe von Feng Shui eine freundliche, emotional befriedigende und gesunde Architektur zum Nutzen der Bewohner entstehen?

Dazu einige kritische Überlegungen zum Gebrauch beziehungsweise Missbrauch des Feng Shui in Deutschland.

Feng Shui in China

Der erste Europäer, der sich mit Feng Shui beschäftigte, war ein britischer Missionar namens Ernest J. Eitel, der im 19. Jahrhundert in Hongkong diese asiatische Lehre zu ihrer Blütezeit studierte. Denn häufig stießen europäische Siedler auf Schwierigkeiten, die von den Einheimischen üblicherweise mit „Feng Shui“ begründet wurden. Wenn zum Beispiel Telegraphenmasten errichtet oder Eisenbahnbrücken gebaut werden sollten, verbeugten sich die chinesischen Beamten höflich und erklärten, das Vorhaben sei leider nicht durchführbar – wegen „Feng Shui“.

Doch auf die Frage, was Feng Shui denn genau sei, bekam Eitel stets die unbefriedigende Antwort: „Wind und Wasser“. Was das zu bedeuten habe, wollte Eitel weiter wissen. Antwort: „Weil es wie der Wind ist, den du nicht fassen kannst, und weil es wie das Wasser ist, das du nicht greifen kannst.“

Schließlich kam Eitel zu der Überzeugung, dass „Feng Shui“ eigentlich ein anderer Name für Naturwissenschaft war – jedenfalls so, wie dieser Begriff in China verstanden wurde. Eitel schrieb dazu: „Naturwissenschaft wurde in China nie in dieser technischen, auf Fakten bezogenen Weise kultiviert, die für uns untrennbar von einer echten Wissenschaft erscheint. (...) Chinesische Naturalisten erfanden keine Instrumente, die ihnen bei der Betrachtung der Himmelskörper helfen, sie befassten sich nie mit der Jagd nach Käfern und dem Präparieren von Vögeln, sie schreckten davor zurück, Tierkadaver zu sezieren und führten auch keine chemischen Analysen anorganischer Substanzen durch. (...) Aber mit sehr wenig tatsächlichem Wissen entwickelten sie ein ganzes System der Naturwissenschaft aus ihrem eigenen inneren Bewusstsein heraus und erläuterten es nach den dogmatischen Formeln uralter Traditionen. So bedauerlich dieses Fehlen von praktischer sowie experimenteller Forschung auch ist, was das Tor für alle möglichen Vermutungstheorien öffnete, so bewahrte es in Chinas Naturwissenschaft einen Geist sakraler Ehrfurcht gegenüber den himmlischen Kräften der Natur.“

Das Grundprinzip des Feng Shui: „Chi“

Das bedeutet: Feng Shui ist kein kohärentes System, sondern weist nur folgende Grundüberzeugung auf: Zusätzlich zu den sichtbaren und/oder körperlich spürbaren Elementen der Materie und den uns bekannten Energieformen existiert ein unsichtbarer Einfluss auf unser Leben, genannt „Chi“ („kosmischer Atem des Drachens“). Der Einfluss des „Chi“ ist durch praktische Anwendung der Regeln des Feng Shui steuerbar und nutzbar. Feng Shui bedeutet also, das Wirken des „Chi“ an einem konkreten Ort zu analysieren und positiv zu beeinflussen.

Leicht zu verstehen, dass viele Feng Shui-Regeln sich widersprechen; welche konkreten Ratschläge ein Feng Shui-Meister zu einer bestimmten räumlichen Situation gibt, hängt von seiner jeweiligen „Schule“ ab.

Nach unseren europäischen Kriterien ist es nicht ganz leicht zu beantworten, ob es sich beim Feng Shui nun um eine religiöse Angelegenheit handelt oder um einen frühen Versuch wissenschaftlicher Systematik. In China selbst ist diese Unterscheidung ohne Bedeutung. Man könnte das Feng Shui-Gewerbe daher wohl am ehesten als eine Art Religionshandwerk bezeichnen, vergleichbar mit Astrologie. So wie ein Stern-Deuter versucht, aus der Konstellation der Sterne Schlüsse auf das Schicksal seiner Klienten zu ziehen, untersucht der Feng Shui-Meister die Situation am Boden. Die Profession des Feng Shui-Meisters ist in China hoch angesehen. In der Regel wird sie nur innerhalb der eigenen Familie weitergegeben. Eine Einweisungszeit von zehn bis 20 Jahren gilt als angemessen.

Feng Shui und der Ahnenkult

Die Bedeutung von Feng Shui in China geht denn auch weit über das modisch

geprägte westliche Verständnis dieser asiatischen Lehre hinaus: Im Kern ist Feng Shui ein Ritual des chinesischen Ahnenkultes. Konkret: Ein günstiger Einfluss auf das häusliche Geschehen und auf das persönliche Wohl entsteht hauptsächlich dadurch, dass man die Gräber seiner Vorfahren in „günstiger“ Lage zur eigenen Wohnung positioniert. Dabei kann es zu schweren Konflikten innerhalb der Familie kommen, da jeder Nachkomme das Grab des Verstorbenen in einer optimal positiven Lage zum eigenen Wohnsitz anlegen möchte. Hintergrund: Die traditionelle chinesische Gesellschaft ist gekennzeichnet durch die Großfamilie, deren Interessen über die Bedürfnisse des Einzelnen gestellt werden. Individualismus ist weitgehend verpönt. Feng Shui dient in diesem Umfeld dem Einzelnen dazu, seine Bedürfnisse gegenüber der Gemeinschaft deutlicher herauszustellen. Mit Hilfe von Feng Shui ist es möglich, Konkurrenz offen auszudrücken und den persönlichen Status zu unterstreichen. Feng Shui ist somit auch eine Möglichkeit, soziale Unterschiede zu rechtfertigen. Das mag ein Grund sein, warum sich dieser alte Brauch heutzutage in China wieder wachsender Beliebtheit erfreut.

Gesundheit und Wohlstand?

Mittlerweile ist Feng Shui auch in Deutschland sehr populär. Volkshochschulen bieten Feng Shui-Kurse an, und ungezählte Berater und Beraterinnen der verschiedenen Schulen werben für ihre Dienste. Eine aktuelle Suche beim Internet-Buchhändler Amazon ergibt 316 Hinweise auf deutschsprachige Feng Shui-Bücher. Man kann auch Feng Shui-Kompassen und ein „Feng Shui-Lineal“ kaufen, allerdings zum 20-fachen Preis eines gewöhnlichen Exemplars aus dem Schreibwarenladen.

Die oft behauptete Gesundheitsförderung durch Feng Shui oder die Vermehrung von Glück und Wohlstand beruht offensichtlich auf Spekulationen. Die Existenz des „Chi“ oder generell die positive Wirkung eines unsichtbaren Etwas konnte bislang nicht nachgewiesen werden. Es gibt keinerlei systematische Untersuchungen, welche den Schluss zulassen würden, dass durch Veränderungen des Wohnumfeldes nach Feng Shui-Regeln spezifische und reproduzierbare positive Wirkungen auftreten. In der Literatur finden sich lediglich anekdotische Berichte über Heilungen von geplagten Kunden – garniert mit Warnungen für den Fall, dass dessen Ratschläge missachtet werden. Solche Beschreibungen sind als Beweis für eine abrufbare Wirkung von Feng Shui wertlos, da die vielen Fälle derjenigen, die keinen Erfolg damit erzielen oder gar eine Entwicklung zum Nachteil erfahren haben, nirgendwo erwähnt werden. Die Feng Shui-Berater berufen sich auf Jahrhunderte altes „Erfahrungswissen“ aus China. Unerwähnt lassen sie, dass es nicht der chinesischen Tradition entspricht, Ursache und Wirkung zu analysieren – und es somit auch keine verwertbaren Studien zum Erfolg von Feng Shui in dessen Ursprungsland gibt.

Wenn das Glück den Bach hinuntergeht

Trotzdem werden in Feng Shui-Büchern mit großer Überzeugung sehr konkrete Behauptungen aufgestellt, wie etwa:

„Bewohner eines Hauses, dessen Tür auf eine Lücke zwischen zwei gegenüberliegenden Häusern schaut, sind unfallgefährdet und ständig schwach und kränklich.“

Oder: „Die Toilette sollte sich nicht direkt gegenüber der Eingangstür befinden. Das

gesamte gute Chi des Hauses fließt in die Toilette und wird heruntergespült. Danach zirkuliert das verunreinigte Chi im ganzen Haus und verursacht Gesundheitsprobleme.“ Da kaum jemand in der Lage sein dürfte, diesen angeblichen baulichen Mangel zu beheben, wird in der Regel empfohlen, die Situation ganz einfach durch einen Spiegel an geeigneter Stelle zu beheben.

„Ungünstige Lage für ein Schlafzimmer: über einem Bestattungsinstitut. Dort gibt es immer viele Geister, die auch in andere Stockwerke kommen und jemanden erschrecken können.“ Solche Formulierungen sind bereits grenzwertig, da Grusel-Szenarien bei labilen Menschen durchaus problematische seelische Reaktionen auslösen können.

„Eine Frau wünschte sich, nachdem sie kurz zuvor geschieden worden war, eine Affäre. Eine Feng Shui-Beraterin riet ihr, ein Aquarium im Beziehungsbereich ihres Hauses aufzustellen. (...) Kurz danach traf diese Frau einen reizenden Mann, mit dem sie eine kurze, aber befriedigende Affäre hatte. Wann immer diese Frau nun eine Beziehung beenden und eine neue anfangen will, reinigt sie ihr Aquarium und setzt neue Pflanzen ein.“ Solche grotesken Aussagen wiederum bedürfen wohl keiner weiteren Kommentierung.

Feng Shui-Regeln: Binsenweisheiten?

Allerdings gibt es auch Thesen, denen ein Architekt durchaus zustimmen kann: So soll man einen Raum nicht mit Fenstern an zwei gegenüberliegenden Wänden ausstatten und im Büro nicht den Schreibtisch dergestalt ausrichten, dass man mit dem Rücken zur Tür sitzt. Auch soll sich die Zimmertür grundsätzlich nicht zur Wand hin öffnen. Dieses sind allerdings Grundregeln der Architektur und sollten von jedem Gestalter beachtet

werden. Ein Raum sollte einen gewissen emotionalen Schutz, eine Form von Geborgenheit bieten. Wenn er eine geringe optische Begrenzung aufweist, wird der Aufenthalt als wenig angenehm empfunden. Es ist auch meist nicht sehr erfreulich, an einem Arbeitsplatz zu sitzen, dem sich jeder unbemerkt von hinten nähern kann. Auch ist es nicht nur für das angeblich strömende „Chi“, sondern generell für den Bewegungsablauf eines Menschen ungünstig, sich um das Türblatt herumzuschlingeln, wenn die Tür falsch herum gesetzt ist. Für Architekten sind diese Feng Shui-Regeln kaum mehr als Binsenweisheiten. In den Fachbereichen Umweltpsychologie und Architekturpsychologie werden diese Regeln schon seit langem wissenschaftlich fundiert gelehrt – was Feng Shui-Anhänger und -vertreter wenig oder gar nicht bekannt zu sein scheint

Populismus mit Ying und Yang

Der zentrale Aspekt von Feng Shui, die Verehrung der Grabstätten der Vorfahren, ist in Europa weithin unbekannt beziehungsweise wird von den hiesigen Anwendern kurzerhand aus dem Lehrgebäude herausgestrichen. Kein Wunder, denn wer möchte sich hierzulande schon Gedanken darüber machen, wo die Grabstätte der Großmutter in Bezug zur eigenen Wohnung liegen soll? Darüber hinaus verkürzen hiesige Feng Shui-Berater die komplizierte chinesische Kosmologie auf einige wenige hierzulande bereits eingeführte und bekannte Schlagwörter wie „Chi“ (oder „Ki“ bzw. „Qi“), „Ying“ und „Yang“.

Die Gefahr aus dem Radiowecker

Umgekehrt integriert man bedenkenlos Bestandteile europäischer Esoterik in das

chinesische System, als ob sie schon immer dazu gehört hätten. Maßgeblich für diese Entwicklung sind so genannte Baubiologen – eine Bewegung, die in den 1970ern entstanden ist, als die Ökologiebewegung auch Architektur und Bauwirtschaft einer durchaus berechtigten Kritik unterzog.

Während jedoch im Verlauf der weiteren technischen Entwicklung und auch der Gesetzgebung eine deutliche Verbesserung der ökologischen Verträglichkeit von Bauwerken festzustellen ist – und somit viele einst reformerische, ökologische Positionen mittlerweile zum Standard gehören –, orientieren sich Baubiologen an eher weltanschaulichen Ideen: Sie propagieren eine „harmonikal esoterische“ oder „ganzheitliche“ Architektur und lehnen viele heute übliche technische Lösungen ab, wie etwa den verbesserten Wärmeschutz durch hochdämmfähige Materialien, da dieser das Haus angeblich daran hindere, zu „atmen“. Zwar bieten sie auch ökologisch nützliche Lösungen an, versteifen sich jedoch in der Hauptsache auf den Kampf gegen obskure, weil nicht nachweisbare „Erdstrahlen“, „Wasseradern“, „Störungslinien“ oder gegen schädliches „Elektroklima“, wie es z.B. von Radioweckern mit roter Digitalanzeige ausgehen soll. Von solchen Dingen ist indes nichts aus der chinesischen Feng Shui-Tradition überliefert.

Baubiologie und Feng Shui auf der einen Seite und ökologisches Bauen sind ganz verschiedene Gebiete, welche sich nur teilweise überschneiden. Ein Bauherr, der bemüht ist, im Rahmen seiner meist beschränkten finanziellen Mittel ökologische Kriterien zu erfüllen, wäre schlecht beraten, sein Geld für unsinnige Maßnahmen zu verschwenden.

Freilich sollte man den meisten Baubiologen wie auch Feng Shui-Beratern zugute halten, dass sie ehrlich davon überzeugt

sind, eine Tätigkeit zum Wohle und Nutzen ihrer Mitmenschen auszuführen und somit subjektiv in bester Absicht handeln.

Ist „schön“ gleich „Feng Shui“?

Wie wir alle wissen, sind Fragen der Gestaltung nicht leicht zu diskutieren: Welche Farbe soll man den Wänden geben? Oder den Polstermöbeln und den Fensterrahmen? Viele Möglichkeiten bieten sich an. Aus diesem Grund orientiert sich der Kunde gerne an Einrichtungsmagazinen und Beispielen aus den Medien. Nur: Wem soll man vertrauen? Welche Einrichtung passt zu mir? Eine Wohnung oder eine Praxis ist sowohl Ausdruck der individuellen Persönlichkeit als auch repräsentativ nach außen. In dieser schwierigen Situation wird nicht selten ein Feng Shui-Berater beauftragt. Dieser kann dann behaupten, eine von ihm gewählte Konfiguration entspreche dem Wirken einer höheren Kraft. Das Sofa sei also gemäß einer kosmischen Ordnung zu platzieren. Wer möchte da schon gerne widersprechen? Dennoch sollte die Frage erlaubt sein: Entspringt diese Behauptung nicht vielleicht bloß dem persönlichen Geschmack des Beraters oder der Beraterin, angereichert mit einigen Standardvorstellungen aus der üppig bebilderten Feng Shui-Literatur? Das unendlich ausdeutbare Repertoire des Feng Shui erlaubt nahezu alles – und liefert zugleich jedwede Begründung dafür.

So erscheinen auch die meisten der in Büchern und Illustrierten abgebildeten Beispiele für gelungene Feng Shui-Einrichtungen wie beliebige Kopien aus populären Einrichtungsmagazinen wie etwa „Schöner Wohnen“. Oft sind die Gestaltungselemente wunderbar farblich aufeinander abgestimmt – aber die Erklärung, was daran eigentlich das Feng Shui-Spezifische sein soll, fällt äußerst dürftig aus.

Raumgestaltung ist keine Schicksalsfrage

In der Begrifflichkeit des Feng Shui fehlt denn auch ein Element, welches seit der Renaissance für die europäische Baukultur von entscheidender Bedeutung ist: Das Gebäude als individueller Ausdruck, als Resultat eines kreativen Prozesses, in dem Bauherr und Architekt eine besondere Lösung für eine bestimmte Bauaufgabe erschaffen haben. Die Individualität dieses Prozesses wird zum einen durch rational erkennbare Bedingungen eingeschränkt: den Naturgesetzen der Statik und Bauphysik; zum anderen durch die Gesetze und Normen, welche sich eine Gemeinschaft zur Regelung der Bautätigkeit auferlegt hat. Formale ästhetische Regeln haben prinzipiell keinen normativen Charakter. Man kann sie einhalten oder dagegen verstoßen. Vielleicht werden in letzterem Fall neue Anregungen für die Entwicklung der Baukultur geschaffen, vielleicht akzeptiert die Umwelt dieses aber nicht. Entscheidend ist jedoch: Es ist keine Frage von Gesundheit oder Schicksal, wenn man gegen ästhetische Regeln verstößt.

Architekt – oder Arzt und Priester?

Für eine fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Bauherren und Architekten ist ein partnerschaftliches Verhältnis notwendig – und keine Bevormundung durch einen Berater, der sich auf ominöse „höhere Mächte“ beruft und auf Traditionen, für die es in unserer Kultur gar keine Entsprechung gibt. Es mag in Zeiten schwacher Baukonjunktur auch für Architekten attraktiv sein, sich eine solche archaische Rolle anzumaßen. Ob dies allerdings mit der humanistischen und wissenschaftlichen Tradition des Architektenberufs in einer demokratischen, aufgeklärten Gesellschaft vereinbar ist, er-

scheint zweifelhaft. Der Architekt wäre schlecht beraten, wenn er einen Bauauftrag lediglich dazu nutzt, um seine eigenen Vorstellungen zu verwirklichen. Umgekehrt kann auch eine uninspirierte Übernahme der Vorstellungen des Auftraggebers kaum eine anspruchsvolle Architektur entstehen lassen. Beide Partner sind in einem konstruktiven Dialog gleichrangig miteinander verbunden. Ein Architekt hat es sicher nicht nötig, zugleich auch noch Arzt und Priester sein zu wollen, sein Beruf ist vielseitig und anspruchsvoll genug.

Feng Shui bedeutet einen Rückschritt in der Entwicklung von Architektur als Ausdruck eines Individuums in der demokratischen Gesellschaft. Das oft gezeichnete Bild von der modernen Architektur als unter rein ökonomischen Machbarkeitserwägungen produzierte Massenware hat

möglicherweise den Blick verstellt auf die vielen individuellen Möglichkeiten, die die moderne Architektur anbietet. So sind zum Beispiel kräftige farbliche Kompositionen, weiche geschwungene Formen und eine Durchdringung von Natur und baulicher Umwelt für Architekten nichts Fremdes oder Ungewöhnliches.

Abschließend bleibt noch zu bemerken, dass eine wirkliche, der Gesundheit förderliche Entwicklung der Architektur bereits vor fast einhundert Jahren stattfand, als die Avantgarde der Architekten (Le Corbusier, Gropius u.a.) forderten, dass jedes Haus genug Luft, Licht und sanitäre Einrichtungen zum Wohle der Bewohner erhalten soll. Bezeichnend ist dagegen, dass im Feng Shui die Abwasserinstallation als etwas Problematisches angesehen wird – es könnte ja durch die Toilette das „Chi“ entweichen.

Lutz Lemhöfer, Frankfurt a. M.

„Was gut und böse ist“

Über Religion im Kriminalroman

Kaum ein literarisches Genre erfreut sich solcher Beliebtheit wie das des Kriminalromans. Ca. 60 Krimis erscheinen pro Monat auf dem deutschsprachigen Büchermarkt, und den Ruf der trivialen Hintertreppen-Lektüre haben sie längst hinter sich gelassen; Krimis sind ein Thema auch des seriösen Feuilletons. Ähnliches gilt für die elektronischen Medien. Sowohl im Vorabend- wie im Abendprogramm der öffentlich-rechtlichen wie des privaten Fernsehens finden sich reichlich Kriminalfilme; einige Serien, wie die ZDF-Reihe um die Hamburger Kommissarin „Bella Block“, mit spröder Faszination gespielt

von Hannelore Hoger, haben mittlerweile Kult-Charakter. Zudem adaptieren sie mit erstaunlicher Schnelligkeit die jeweils aktuellen Fragen von Politik und Gesellschaft. Ob es der Streit um die Wehrmachtausstellung war, die Diskussion um den Sex-Tourismus nach Fernost oder die mühsame deutsche Ost-West-Annäherung nach 1989 – alle diese Themen spiegelten sich rasch auf der Folie neuer TV-Kriminalfälle wider und wurden im Rahmen einer spannenden Geschichte auf durchaus hohem Niveau ins Bewusstsein gebracht. Da kann es nicht überraschen, dass auch religiöse Themen und Fragestel-

lungen in der Kriminalliteratur auftauchen. Immer geht es schließlich um gut und böse. Da mag die Zunft der Theologinnen und Theologen aufhorchen: Ist das nicht *ihr* Metier? Für die theologische Betrachtung hat das Genre Kriminalroman einen weiteren entscheidenden Vorzug: Es geht nie um Banalitäten. Per definitionem beschäftigt er sich mit extremen Situationen: Mord und Totschlag, Schuld und Sühne, Leidenschaft und Verzweiflung. Situationen also, in denen es ums Ganze geht; Situationen, die nicht selten moralische und philosophische Fragen aufwerfen. Da findet das Geistliche und der Geistliche durchaus Raum.

Dies kann auf dreierlei Art und Weise geschehen. Entweder durch einen geistlichen Fahnder, der die Maßstäbe seines Berufsstandes in die Suche nach dem Täter einbringt und damit unerwartete Perspektiven eröffnen kann. Oder durch ein religiöses Milieu, in dem oder vor dessen Hintergrund ein Verbrechen stattfindet; höchst spannend wird dann die Frage, ob dieses Milieu (Kloster, Gemeinde, Kirchentag) lediglich die zufällige Kulisse einer kriminellen Tat darstellt oder ob diese ihre Wurzeln in eben diesem religiös begründeten Beziehungsgeflecht findet. Und last not least gibt es Gewalttäter, die mit einer göttlichen oder religiösen Legitimation umgehen – da wird die dunkle Seite der Religion zum Thema.

Geistliche Detektive

Beginnen wir mit den geistlichen Detektiven, deren Zahl erstaunlich groß ist. Den Anfang machte 1911 der Brite Gilbert K. Chesterton mit dem ersten Geschichtenband um die Abenteuer des Father Brown; genau fünfzig sollten es schließlich werden. Der listige und weise kleine Priester (kein Pater!) hat mittlerweile Nachfolger in mehreren Konfessionen und Kontinen-

ten gefunden. In Amerika spüren die nachkonziliaren katholischen Gemeindepfarrer Pater Koesler und Pater Kane den Übeltätern nach, letzterer übrigens eine Schöpfung des bekannten Religionssoziologen Andrew Greeley. Auch protestantische Pastoren von Chicago bis Klein-Hasenberg bei Lübeck bevölkern die Krimi-Landschaft, und nicht zuletzt ein Rabbiner: David Small, der in Harry Kemelmans äußerst erfolgreicher Romanserie über fünfundzwanzig Jahren hinweg seines Amtes als Schriftgelehrter und Detektiv wider Willen waltet. Der Talmud, eher ein Gesetzbuch und eine Fallsammlung als eine religiöse Erbauungsschrift, hilft dem Rabbi nicht nur, Streitigkeiten in der Gemeinde zu schlichten, sondern auch, knifflige kriminalistische Rätsel nach der talmudischen Logik zu lösen. Diese Fähigkeit zu scharfer Beobachtung und ebenso scharfsinnigem Kombinieren verbindet den Rabbi mit den Fahndern auch entfernter Zeiten und Kontinente. Schon drei Jahre vor Umberto Ecos Welterfolg „Der Name der Rose“ hatte die Britin Ellis Peters 1977 mit ihrem Benediktinermönch Bruder Cadfael eine Kultfigur des Historienkrimis geschaffen. Persönlich noch reizvoller, weil weniger milde und geschönt, finde ich seinen Ordensbruder Athelstan, erfunden von dem unter mehreren Pseudonymen schreibenden Historiker Paul Harding; der asketische und gelehrte Mönch erledigt seine Fälle sozusagen im Doppelpack mit dem vierschrotigen Coroner Cranston, der die weltliche Gerechtigkeit repräsentiert. In eine völlig andersartige Kultur, nämlich die der Navajo-Indianer, führen die unter Ethnologen hochgeschätzten Krimis von Tony Hillermann. Der Held der Romane ist ein indianischer Polizist, dessen Seele zwischen moderner Zivilisation und traditioneller Navajo-Kultur hin- und hergerissen wird. Er lässt sich schließlich in die Künste der

Schamanen einweihen: eine bislang einzigartige Fassung der Doppelrolle von Geistlichem und Detektiv. Ebenfalls neu ist die Idee von Annette Döbrich, nicht einen aktiven Seelsorger, sondern einen Ruhestandsgeistlichen zum Detektiv zu machen, der seinen ersten Fall sinnigerweise im Altersheim zu lösen hat.

Was aber machen die geistlichen Fahnder anders als ihre weltlichen Kollegen? Das wird bereits deutlich in der ältesten Figur des Priesters als Detektiv, dem klassischen „Father Brown“, dem Protagonisten des vom anglikanischen zum katholischen Christentum konvertierten Gilbert K. Chesterton (1874-1936). Diese Geschichten folgen allesamt einem wenig variierten Schema. Mit spöttischen Seitenhieben auf die ungläubige Weltweisheit entsteht ein Szenario, in dem Father Brown mit einem Verbrechen konfrontiert wird; ohne größere Begründung befindet er sich regelmäßig am Schauplatz des Geschehens. Offensichtliche Spuren vernachlässigt er; er untersucht scheinbar unbedeutende Details, befragt Leute, die der Polizei nicht fragwürdig erscheinen: und immer, so scheint es, hat er von Anfang an den richtigen Täter im Kopf, wenngleich nicht auf der Zunge. Auf die Dauer nervt seine offenkundige Unfehlbarkeit, aber zugleich fasziniert sein Weg der Wahrheitsfindung. Der kleine Priester ist das Gegenteil eines schießenden und prügelnden Action-Helden. Sein Feld ist die Charakterkunde, die Analyse von psychischen Befindlichkeiten und Motiven. Die äußerlichen Taten folgen innerlichen Zwängen, und die ahnt niemand besser als der verschwiegene Beichtvater. Er weiß, dass des Menschen Herz zum Bösen geneigt ist von Jugend auf; aber zugleich ist er dem Seelenheil der Täter mehr verpflichtet als der irdischen Gerechtigkeit. Das gibt ihm einen auch literarisch reizvollen Freiraum im Kontakt mit dem Bösen, das er – an-

ders als der platte Fortschrittsoptimismus seiner Zeit – als einen konstanten Bestandteil des Menschseins begreift und deshalb ohne Panik anschauen kann. Der Reiz einer solchen Figur besteht darin, dass Father Brown die scheußlichsten Verbrechen sich nicht nur vorstellen kann, sondern sie immer noch als etwas Menschliches begreift, das in ihm und auch in allen anderen Menschen ist. Als ihn ein eben überführter Mörder verzweifelt fragt „Woher wissen Sie das alles? Sind Sie ein Teufel?“ antwortet Father Brown „sehr ernst“, wie es wörtlich heißt: „Ich bin ein Mensch und habe daher alle Teufel im Herzen.“ Dieses Wissen verbindet den Katholiken Chesterton mit dem Judentum. Denn der jüdische Glaube sieht das Böse ebenfalls entscheidend im Menschen selbst angelegt: als ‚bösen Trieb‘, nicht als Werk eines Teufels außerhalb des Menschen.

Das betonen etwa die außerordentlich erfolgreichen Romane des amerikanischen Soziologen und Krimi-Autors Harry Kesselman. Die Hauptfigur seiner ca. zehn Bücher ist immer die gleiche: David Small, Rabbiner in einer konservativen jüdischen Gemeinde am Rande Bostons, der auch immer im Titel auftaucht („Am Freitag schlief der Rabbi lang“, „Am Samstag aß der Rabbi nichts“ u.ä.).

Als klassischer Rabbiner ist er nicht Priester, sondern Schriftgelehrter und Richter; und wie weit talmudische Logik auch in der Gegenwart trägt, beweist er gleich zu Anfang. Da löst er den Streit zweier Familien aus seiner Gemeinde um ein geliehenes Auto, das während der Leihfahrt zu Bruch gegangen ist. Zum Ärger der Beteiligten, der später in anerkennenden Respekt umschlägt, schafft er dies durch überaus geschickte Analogieschlüsse zum talmudischen Schadenersatzrecht für Fälle, in denen ein wildgewordener Ochse beim Nachbarn Schaden angerichtet hat. Diese

Methode, mit der er später in mittlerweile zehn Bänden Verbrechen aufklärt, beschreibt er schlicht so: „Im Grunde geht es darum, jeden Aspekt eines Problems von jedem möglichen Blickpunkt aus zu betrachten“. Diese Methodik imponiert zunehmend auch dem ermittelnden Polizeiinspektor, einem irischstämmigen Katholiken, der schon im ersten Band und dann immer mehr den ursprünglich selbst Verdächtigen als klugen und uneigennütigen Helfer akzeptiert. Aus dem dienstlichen Verhältnis wird allmählich eine belastungsfähige Freundschaft. Diese Konstellation führt nicht selten zu überaus kenntnisreichen Dialogen über die Unterschiede von Judentum und Christentum, die auf unterhaltsame Weise solide Kenntnisse des jüdischen Glaubens und jüdischer Frömmigkeit vermitteln. Darüber hinaus werfen aber die Romane immer wieder drängende theologische Fragen nach Recht und Gerechtigkeit auf und tragen damit der besonderen Rolle des geistlichen Fahnders Rechnung. Einer der letzten Krimis endet damit, dass der Täter, obwohl eigentlich überführt, davorkommt. Man kann ihm die Tat nicht wirklich nachweisen, die Polizei hat bei den Ermittlungen auch Fehler gemacht, Indizien sind nicht verwertbar. Rabbi Small sagt dann: Der Täter trägt die Strafe in sich. Also der, der in irgendeiner Weise gegen göttliche Verbote verstößt, verstößt im Grunde gegen sein eigenes Menschsein. Und in dem Moment ist er bestraft, wie auch immer das im Einzelnen aussehen mag und ob das von außen erkennbar sein mag oder nicht. Das ist zumindest eine sehr nachdenkenswerte Antwort, die weit über die Lektüre eines Buches hinaus den Leser beschäftigen kann, vielleicht auch trösten kann. Das ist freilich ein spröder Trost. Er glättet nicht die Widersprüche des Lebens, sondern nimmt sie hin in der Hoffnung, dass die Suche nach

Gerechtigkeit ihren Sinn in sich trägt, auch wenn sie vordergründig erfolglos war.

Solche Fragen nach Recht und Unrecht im fast metaphysischen Sinn konzentrieren sich gerade in den Krimis, in denen ein im weitesten Sinne Geistlicher Protagonist im Kriminalfall wird. Es wäre banal, wenn der Pfarrer, Rabbi oder Pastor austauschbar wäre mit irgendeinem Polizeikommissar oder einem Detektiv. Der Polizist hat einen gesellschaftlichen Auftrag, zu ermitteln, während es dieser christliche oder jüdische Ermittler aus anderen Gründen tut. Er muss dafür sorgen, dass seine Gemeinde von einer Schuld wieder freigesprochen wird. Man muss wissen: Wer war's? Sonst kann die Gemeinde nicht zusammen leben. Außerdem hat er die Schweigepflicht. Er bekommt viele Informationen, aber er muss sie an keine offizielle Stelle weitergeben. Und er ist natürlich einer Ethik und Moral besonders verpflichtet.

Religiöse Gewalttäter

Die Verpflichtung auf eine Moral oder Ethik kann aber auch umkippen in eine destruktive Energie, und dann haben wir die religiösen Protagonisten nicht als Ermittler, sondern als Täter. So geschieht das etwa in Jürgen Kehrer's Münster-Krimi „Wilsberg und die Wiedertäufer“. Da wird die katholische Kirche, im westfälischen Münster natürlich eine veritable Macht, erpresst von einer Art „Schwarze-Armee-Fraktion“, die mit Bombenanschlägen auf historische Gebäude droht. Und sich dabei listig auf die Tradition der Wiedertäufer bezieht, die als Apokalyptiker das Reich Gottes mit Gewalt herbeizwingen wollten. Selbstverständlich haben ihre modernen Nachfahren in Jürgen Kehrer's Roman eine superkatholische Vergangenheit und arbeiten ihre Radikalität an einer

als feist und zynisch erlebten Kirchenbürokratie ab. Im Grunde sind hier die Täter gläubiger als die kirchlichen Opfer – aber in einem Glauben, der über Leichen geht. Solche gläubigen Protagonisten auf der Täterseite bestimmen fast alle Krimis aus dem Sektenmilieu.

Viele davon sind schwach und nutzen die vermeintliche Horror-Folie „Sekte“ zur Vernachlässigung logischer und psychologischer Stringenz. Ein positives Gegenbeispiel ist der furiose Roman „Vor dem Frost“ des bekannten schwedischen Autors Henning Mankell. Auf subtile Weise verknüpft er eine Romanhandlung in Schweden mit dem real-historischen Mord an Jonestown 1978, bei dem ca. 900 Mitgliedern der „Volkstempel“-Sekte von Jim Jones den Tod fanden. Ein (fiktiver) Überlebender, ein Opfer also, tritt zunächst ungewollt und unbewusst, dann planmäßig in die Fußstapfen des Täters, des verehrten wie verachteten Jim Jones. Ein neues Drama bahnt sich an, diesmal in Europa kurz nach der Jahrtausendwende. Nicht die Suche nach dem Täter macht die Spannung dieses Romans aus, sondern die Frage, ob es der Polizei um den Protagonisten Kommissar Wallander gelingt, ihm rechtzeitig in den Arm zu fallen. Hintergründig stellt sich die Frage nach der religiösen Legitimierung von Gewalt – ein Thema aller Apokalyptiker von den Wiedertäufern bis zu „People’s Temple“ oder der japanischen AUM-Sekte. Unnachahmlich bringt der (ungläubige) Kommissar dies im Gespräch mit seiner Tochter auf den Punkt: „Warum haben sie das getan“? fragte Linda. Er dachte lange nach, bevor er antwortete: „Weil sie an Gott glaubten und ihn liebten“, antwortete er. „Aber ich kann mir nicht denken, dass diese Liebe gegenseitig war.“

Gewalt im religiösen Milieu kann freilich auch sehr viel subtiler daherkommen und

gerade dort, wo man sie am wenigsten erwartet. Das ist das Thema eines sehr ordentlich recherchierten Romans aus dem Milieu der „Amish People“ von Jodie Picoult: „Die einzige Wahrheit“. Die zu finden ist schwierig, denn das Szenario erscheint zunächst nur bizarr: Auf dem Hof einer angesehenen amischen Familie wird ein totes neugeborenes Kind gefunden. Unfall? Panikreaktion? Gewaltverbrechen? Das bleibt lange Zeit unklar. Völlig klar scheint hingegen, dass die 18-jährige unverheiratete Tochter das Kind geboren hat; die medizinischen Beweise für eine Entbindung vor kurzer Zeit sind erdrückend. Aber das Mädchen leugnet nicht nur die Geburt, sondern auch jeglichen sexuellen Kontakt. Verdrängung? Verleugnung? Was verleugnet das Mädchen, was verleugnen die frommen Eltern, die fromme Gemeinde? Der sanfte Fundamentalismus der Amischen enthält die vielleicht geheimnisvollste Versuchung der Gläubigen: die Sünde und das Böse, mindestens in schwerer Form, prinzipiell nur in der Außenwelt zu suchen und keinesfalls bei sich selbst. Dies zeigt der Roman trotz aller kolportagehaften Züge mit großer Einfühlsamkeit.

Kirchliches Milieu

Große Kenntnis und Einfühlsamkeit zeigt auch ein Roman, der nicht das Milieu einer Sondereigenschaft, sondern eines volkskirchlichen Christentums als Folie nimmt: „Tod an heiliger Stätte“ von P. D. James. Ein Todesfall in dem konservativen anglikanischen Priesterseminar St. Anselm offenbart nicht nur ein kompliziertes Beziehungsgeflecht innerhalb des geistlichen Hauses, sondern einen nachgerade mörderischen Kampf zwischen Konservativen und Reformern innerhalb der Kirche. Auch hier wird die potentiell gewalttätige Seite von Religion angedeutet. Es sackt

aber nicht ab in platten Antiklerikalismus. Denn ebenso schonungslos, ja sarkastisch wird das gezeichnet, was die moderne Alternativen der auf liebenswerte Weise verstaubten Religiosität von St. Anselm sein könnte. Ausgerechnet der ungläubige Griechisch-Dozent betont: „In der Kirche fanden die Menschen früherer Jahrhunderte Trost und Helligkeit und Bilder und Geschichten und die Hoffnung auf das ewige Leben. Das einundzwanzigste Jahrhundert sucht sich seine Kompensationen woanders. Etwa im Fußball. Da finden Sie Rituale, Farbe, Drama, Gemeinschaftsgefühl; der Fußball hat seine Hohen Priester und sogar Märtyrer. Natürlich gibt es auch andere Ersatzreligionen wie Shopping, Kunst und Musik, Reisen, Alkohol, Drogen. Wir alle haben unsere Abwehrmechanismen gegen die beiden größten Schrecknisse des Lebens: Langeweile und das Wissen um unsere Sterblichkeit.“

Die Autorin P. D. James, die große alte Dame des englischen Gegenwarts-Krimis, ist keine aufklärerische Bilderstürmerin. Sie feiert keine vermeintliche Befreiung von den einschnürenden Ketten religiöser Tradition. Eher trauert sie dieser Tradition nach, der sie durchaus ihre Würde zuspricht, deren Tauglichkeit für die Gegenwart sie aber bezweifelt. Jedenfalls in diesem Roman. Es fällt auf, dass es keinen starken positiven Protagonisten des Glaubens in diesem Buch gibt. Die Weisheit von Chestertons Father Brown kommt hier ebenso wenig vor wie der am Talmud geschärfte Realitätssinn des Rabbi Small in den Krimis von Harry Kemelman. Der Glaube auch der sympathischsten Figur in diesem Krimi, des greisen Father Martin, erscheint merkwürdig kraftlos – sogar ihm selbst: „Ihm war, als sei er sein Leben lang an seinen seelsorgerischen Pflichten gescheitert. Was hatte er seinen Pfarrkindern schon gegeben, oder den Studenten von St. Anselm? Freundlichkeit, Zuneigung,

Toleranz und Verständnis, gewiss, aber über diese wohlfeile Währung geboten schließlich alle wohlmeinenden Zeitgenossen. Hatte er während seiner Amtszeit als Geistlicher auch nur ein einziges Leben verändert? Als er aus seiner letzten Pfarrstelle verabschiedet wurde, hatte er zufällig mit angehört, wie eine Frau bemerkte: ‚Pater Martin ist ein Priester, dem man nie etwas Schlechtes nachsagen wird.‘ Jetzt empfand er diesen Satz als eine Anklage, wie sie vernichtender nicht sein könnte.“

Die Frage nach der Tragfähigkeit religiöser Tradition läuft im Hintergrund dieses Romans ständig mit. Für die Aufklärung der Todesfälle spielt sie zuletzt zwar nicht mehr die entscheidende Rolle. Aber Leserinnen und Leser kann sie vielleicht noch weiter beschäftigen, wenn die klassische Krimi-Frage nach dem Täter – Who done it? – längst beantwortet ist.

Zwischen gut und böse

Ob die religiösen Protagonisten nun Täter oder Retter sind: Fast scheint es so, als sei der Kriminalroman in einer säkularisierten Gesellschaft das, was dem Mittelalter das Mysterienspiel bedeutete: das große Welttheater zur Belehrung und Bekehrung des Publikums. So abseitig ist der Gedanke nicht; schon früh hatten Praktiker und Theoretiker den Kriminalroman und insbesondere die Figur des Detektivs – auch des ganz weltlichen – theologisch interpretiert. So stilisiert etwa Chesterton die ordnungsschaffende Macht der Polizei zum Rittertum der Neuzeit gegen Chaos und Anarchie und macht daraus in einem Essay eine glühende Verteidigung des Kriminalromans: „Diese Literatur erinnert uns daran, dass wir in einem bewaffneten Lager leben und gegen eine chaotische Welt Krieg führen müssen; dass die Verbrecher, die Kinder des Chaos, Verräter in

unseren eigenen Reihen sind. (...) Dahinter steht die Tatsache, dass Moral die dunkelste, verwegenste Verschwörung ist. Wir werden daran erinnert, dass die ganze lautlose und unbemerkte Polizeio-rganisation, die uns regiert und schützt, nur in erfolgreicher Form die romantische Existenz des fahrenden Ritters wiederholt, der die Bösen straft und die Schwachen behütet.“¹ Andere Theoretiker setzen noch einen drauf. Helmut Heißenbüttel, Dichter und Krimifan, hat einmal den Detektiv als theologische Figur, als „bürgerlich getarnten Erzengel“² interpretiert. Und der scharfsinnige Kultursoziologe Siegfried Kracauer notierte: „Der Detektiv-Gott ist Gott in einer Welt, die Gott verlassen hat. (...) Das Immanente, das die Transzendenz verleugnet, setzt sich an ihre Stelle, und es ist nur der ästhetische Ausdruck solcher Verzerrung, wenn dem Detektiv der Schein der Allwissenheit und Allgegenwärtigkeit verliehen wird, wenn er als Vorsehung Begebenheiten zum löblichen Ende verhindern oder herbeiführen darf.“³

Es mag freilich eine heillose Überforderung bedeuten, Gott zu spielen in einer gottlosen Welt. Oder ist es pure Hinterlist einer frommen Autorin, wenn sie die Gestalt des Detektivs durch tiefe Selbstzweifel wieder vom göttlichen Podest herunterholt? So ergeht es jedenfalls einem, der sonst dem Klischee des allwissenden Übermenschen recht nahe kommt, dem exzentrischen Detektiv aus Langeweile, Lord Peter Wimsey. Seine Schöpferin, die anglikanische Pfarrerstochter Dorothy Sayers, lässt ihn nicht nur unter der Dusche Arien aus Bachs H-Moll-Messe singen; sie verwickelt ihn darüber hinaus immer wieder in moraltheologische Grundsatzfragen, die aus dem bloßen Standesethos des Detektivs heraus kaum lösbar erscheinen. Schon in ihrem ersten, 1923 erschienenen Roman „Ein Toter zuwenig“ reflektiert Lord Peter, was ihn

eigentlich berechtigt, nicht nur knifflige Ermittlungen anzustellen, sondern dabei Menschen vielleicht an den Galgen zu bringen. Noch massiver stellt Sayers diese Frage in dem vier Jahre später erschienenen Roman „Keines natürlichen Todes“. Lord Peter ist dort einem mutmaßlichen Mord auf der Spur; der noch unbekannte Täter begeht anscheinend weitere, um die erste Tat zu verdecken: Verbrechen, die vermutlich nicht begangen worden wären, hätte nicht Lord Peter die Diskussion um den längst vergessenen ersten Mord neu aufgewühlt. Da reicht als Gesprächspartner nicht der zuverlässige Inspektor Parker von Scotland Yard, obwohl der in seiner Freizeit die neuesten Bibelkommentare studiert; Lord Peter fragt einen Geistlichen um Rat. Der beruhigt ihn, ohne das Problem zu leugnen: „Sie sollten sich nicht zu sehr quälen. Wahrscheinlich wäre der Mörder durch seine eigenen Schuldgefühle und Ängste zu neuen Verbrechen getrieben worden, auch ohne Ihr Eingreifen. Ich rate Ihnen: Tun Sie, was Sie für das Richtige halten, und zwar in Übereinstimmung mit den Gesetzen, die zu respektieren wir erzogen wurden. Alles weitere überlassen Sie Gott. Übergeben Sie den Missetäter der Gerechtigkeit, aber vergessen Sie dabei nie, dass auch Sie und ich nicht davonkommen würden, wenn uns allen Recht geschähe.“ Ich kenne keine kürzere Fassung lutherischer Rechtfertigungslehre als diese „Geschichte in der Geschichte“ bei Dorothy Sayers.⁴ Hier schließt sich der Kreis. Die entscheidende Frage ist nicht nur, „Was gut und böse ist“ (so der Titel eines weiteren Romans von P. D. James),⁵ sondern wie dem Bösen zu begegnen sei. Gerade die besseren Kriminalromane lehren, das Böse nicht zu verleugnen und zu externalisieren, sondern als Teil der *conditio humana* anzuerkennen: nicht hoffnungslos, aber illusionslos. Ungezwungen greifen

sie damit, explizit oder implizit, Elemente religiöser Tradition auf. So sieht es jedenfalls die bayrische Regionalbischöfin Susanne Breit-Kessler: „Die oft vorgebrachte Behauptung, Kultur könne sich nur ohne Bezug auf christlich-jüdische Tradition autonom entfalten, wird wieder einmal ad absurdum geführt. Offensichtlich wollen

sich viele Künstler gar nicht von dieser Tradition verabschieden oder entdecken sie neu. Zum anderen ist es für die Kirchen eine echte Herausforderung, den eigenen Inhalten extra muros in vertrauter oder fremder Gestalt zu begegnen und denen, die sie transportieren, sich im geistvollen Dialog zu stellen.“⁶

Zitierte Kriminalromane

G. K. Chesterton, *Der Hammer Gottes*, in: *Detektivgeschichten*, München 1975
P. D. James, *Tod an heiliger Stätte*, München 2002
J. Kehler, *Wilsberg und die Wiedertäufer*, Dortmund 1994

H. Kemelman, *Am Montag flog der Rabbi ab*, Reinbek 1998
H. Mankell, *Vor dem Frost*, München 2003
J. Picoult, *Die einzige Wahrheit*, München 2002
D. Sayers, *Keines natürlichen Todes*, Reinbek 1981

Anmerkungen

- ¹ G. K. Chesterton, *Verteidigung der Detektivgeschichte*, in: ders., *Das Gold in der Gosse. Plädoyers*, Stuttgart 1986, 103.
- ² Zit. nach J. Schmidt, *Gangster, Opfer, Detektive. Eine Typengeschichte des Kriminalromans*, Frankfurt a. M. / Berlin 1989, 44.
- ³ Ebd., 42f.
- ⁴ Den christlichen Hintergrund dieser Autorin beleuchtet M. Siebald, *Dorothy L. Sayers*, Wuppertal 1989.

- ⁵ Eine literarisch-theologische Analyse dieses Romans findet sich bei K. Fechtner, *Spuren lesen: Religion im Kriminalroman*, in: *Theologia Practica* 36, 2001, 216-226.
- ⁶ S. Breit-Kessler, *Eine feste Burg und Tefillin. Überraschende Tendenzen im neuen Kriminalroman*, in: L. Lemhöfer / K. H. Eimuth, *Pfarrer, Rabbis, Detektive. Über Religion im Kriminalroman*, Frankfurt a. M. 2001, 35.

Neues Computer-Zeitalter und seine Folgen für ein neues Naturverständnis

Die heutige Technik ist längst von Hochleistungscomputern geprägt, sei es in Gestalt von Robotern, die mehr und mehr an Fließbändern erscheinen, sei es in der Steuerung von Weltraumraketen oder in allen Bereichen der täglichen Informationsverarbeitung und Verwaltung, angefangen bei den PCs auf unseren Schreibtischen. 1965 sagte der Computerspezialist Moore voraus, dass sich die Leistungsfähigkeit der Rechner etwa alle eineinhalb Jahre verdoppeln wird. Man kann das mit der Rechengeschwindigkeit messen oder mit der Anzahl der benutzten Transistoren. Diese Regel – man spricht auch vom „Moore'schen Gesetz“ – hat sich tatsächlich über vier Jahrzehnte hinweg ziemlich genau bestätigt. Es war natürlich klar, dass diese Entwicklung schon aus physikalischen Gründen irgendwann aufhören muss, da man die Computerchips nicht beliebig verkleinern kann.

In der Tat scheint nun die Zeit des Moore'schen Gesetzes zu Ende zu gehen, allerdings aus genau dem gegenteiligen Grund als dem erwarteten: Eine neue Generation von Computern, „Quantencomputer“ genannt, wächst heran, die in ungeahnter Weise alle bisherigen Großrechner in den Schatten stellen. Es geht nicht um Verdoppelung oder Verzehnfachung der Rechengeschwindigkeit, sondern um einen qualitativen Sprung. Man kann sich das an Spezialcomputern verdeutlichen, die für die Verschlüsselung und Entschlüsselung von Nachrichten gebraucht werden (in der sogenannten Kryptografie). Diese beruhen gewöhnlich auf einer Zerlegung großer Zahlen in ihre Primfaktoren. Der

Rechenaufwand für derartige Zerlegungen steigt enorm mit der Größe der Zahlen. Will man etwa eine Zahl, die im binären System, also mit Zweierpotenzen statt Zehnerpotenzen ausgedrückt, 1024 Ziffern hat, in Primfaktoren zerlegen, dann brauchte ein Supercomputer, den man durch Vernetzung von 1000 Großcomputern heutiger Bauart zusammensetzt, etwa 100000 Jahre, um die Rechnung auszuführen. Ein Computer der neuen Generation, also ein Quantencomputer, löst dieses Problem in 4,5 Minuten. Alle bisherigen Codes können daher mit Quantencomputern geknackt werden; keine Bankcard ist mehr sicher. Dehnt man diese Überlegung auf Zahlen mit 4096 Binärziffern aus, dann brauchten sämtliche heute verfügbaren Computer zusammenschaltet einen Zeitraum, der das Weltalter von etwa 15 Milliarden Jahren weit übersteigt. Ein Quantencomputer löst das Problem in 4,8 Stunden.

Die technologischen Folgen dieser Entwicklung sind einstweilen unabsehbar. Unsere Phantasie hält kaum Schritt, um vorstellungsmäßig das unterzubringen, was auf uns zukommt, insbesondere unerwartet wie schon bei den jetzigen Computern die Phänomene Internet und E-Mail in wenigen Jahren unser Kommunikationssystem umgeprägt haben. Zu befürchten ist natürlich, dass zuerst die Waffentechnik zuschlägt, wobei es offen ist, ob Angriffs- oder Verteidigungswaffen die Oberhand gewinnen. Im zivilen Bereich ergeben sich für die Robotik und automatische Fabriken neue Perspektiven. Die Weltraumfahrt gewinnt neue Möglichkeiten. Vor allem

aber ist eine erneute Umprägung unseres Informations- und Kommunikationswesens zu erwarten. Gibt es heute schon Bildschirmkonferenzen, so wird man wahrscheinlich aufgrund der Holografie-Technik Sitzungen mit virtuell anwesenden Personen abhalten können. Die Gesprächspartner sitzen am Tisch. Man kann sich mit ihnen unterhalten, als ob sie real wären. Will man jedoch einem die Hand geben, fährt man durch ihn hindurch. In den Arm nehmen kann man ihn auch nicht. Auf einen Knopfdruck hin ist er ganz verschwunden. Statt ein Fernsehgerät aufzustellen wird man vermutlich eine Zimmerecke einrichten, in der sich wie auf einer Bühne die Bildszenen scheinbar live abspielen.

So kann man fortfahren und die Einbildungskraft spielen lassen. Was die Sicherheit von Bankcards angeht, so bieten die Quantencomputer vollen Ersatz: Sie liefern ein neues Verfahren der Verschlüsselung, das prinzipiell nicht zu knacken ist.

Fragt man, wann diese utopisch erscheinende Zukunft zur Gegenwart wird, so sind die Einschätzungen unterschiedlich. Liest man Stellungnahmen dazu, die vor drei oder vier Jahren herausgekommen sind, so findet man Schätzungen von 20 bis 30 Jahren. In Berichten aus neuester Zeit sieht das schon anders aus. Im April 2004 ging eine Meldung durch die Wissenschaftspresse unter dem Titel „Erste Banküberweisung mit Quantenverschlüsselung“, in der es heißt: „Die Bank Austria Creditanstalt hat im Auftrag der Stadt Wien die weltweit erste quantenkryptografisch verschlüsselte Überweisung durchgeführt“.

Die Zukunft hat also schon begonnen. Hinter dem Wiener Experiment steht der Physiker Anton Zeilinger, dessen Namen kürzlich auch im Zusammenhang mit der sogenannten „Teleportation“, dem „Bea-

men“ nach dem Vorbild des „Raumschiffes Enterprise“ durch die Presse gegangen ist. Ein „Beamten“ einzelner Photonen und Elektronen ist gelungen und steht in engem Zusammenhang mit der Entwicklung von Quantencomputern. Inzwischen sind international fieberhafte Bemühungen im Gang, die neuen Rechner zu realisieren. Die bedeutendste amerikanische Forschungsförderung, die „National Science Foundation“, hat ein großes Programm aufgelegt. In Australien sind acht Forschungsschwerpunkte für Quantencomputer eingerichtet worden. In Europa finden sich Zentren in Wien, Innsbruck, München, Oxford und an anderen Stellen. Meiner Einschätzung nach ist bereits in vier bis sechs Jahren mit der ersten serienmäßigen Produktion von spezialisierten Quantencomputern zu rechnen, gefolgt von einer schrittweisen Verwirklichung allgemeiner Quantenrechner.

Wirkprinzip und Probleme von Quantencomputern

Fragen wir aber nun: Was sind Quantencomputer? Wie sind sie gebaut? Wie funktionieren sie? Darauf aufbauend wollen wir dann zu der außerordentlichen Bedeutung vordringen, die Quantencomputer für ein neues naturwissenschaftliches Weltverständnis besitzen.

Beginnen wir mit der Frage, nach welchem Prinzip die klassischen Computer, wie sie in Form von PCs zu unseren Haushalten gehören, konstruiert sind. Die Antwort ist einfacher als es erscheinen mag und kann ohne Mathematik (außer dem Addieren per Hand) vermittelt werden. Man benötigt die logischen Regeln, die bei der Zusammenfügung und Negierung von Sätzen hinsichtlich „richtig“ oder „falsch“ gelten. Verknüpft man einen richtigen und einen falschen Satz durch „und“, so ist der zusammengesetzte Satz falsch, im Falle

von „oder“ (nichtausschließend, lateinisch *vel*) ist er richtig. Symbolisiert man „richtig“ durch „Strom fließt“ und „falsch“ durch „kein Strom fließt“, so kann man sich kleine Schalter bauen, „Gatter“ genannt, in die zwei Stromleitungen hinein führen und eine herausführt und zwar so, dass – im Falle der „oder“-Darstellung – genau dann Strom herauskommt, wenn einer der Eingänge oder beide Strom haben („Wechselschalter“). Im Falle der „und“-Darstellung wird nur dann Strom weitergegeben, wenn beide Eingänge unter Strom sind. Bei der Negation schließlich fließt hinten Strom, wenn das vorn nicht der Fall ist und umgekehrt. Jetzt ersetzt man noch „richtig“ durch 1 und „falsch“ durch 0 und schaltet mehrere Gatter so zusammen, dass sie insgesamt die Addition der Ziffern 1 und 0 im Zweiersystem (statt Zehnersystem) mit Berücksichtigung von Überträgen leisten (es bedarf einiger Überlegungen, wie das möglich ist). Derartige Vorrichtungen geeignet zusammengesetzt ergibt die Addition von Zahlen im Binärsystem, auf die wiederum andere Rechenoperationen aufbauen. Auch sonstige Informationsverarbeitungen basieren auf der Verschaltung von Gattern. Moderne Miniaturtechnik erlaubt, die Gatter-Chips so klein zu halten, dass Millionen von ihnen in einem PC unterzubringen sind.

Was unterscheidet nun Quantencomputer von herkömmlichen Rechnern? Auch Quantencomputer verwenden kleine Gatter zwecks Verknüpfung von Einsen und Nullen. Diese Gatter aber sind nicht technisch konstruiert, sondern werden der Natur entnommen, und zwar im Bereich atomphysikalischer Vorgänge. Max Planck entdeckte 1900, dass Energie nicht in beliebig kleine Portionen unterteilt werden kann, sondern dass es „Quanten“ als kleinst mögliche Energieeinheiten gibt. Auf diese Erkenntnis baut seither die

Atomphysik auf. „Quantensysteme“ sind dabei fundamental, die Vorgänge in ihnen mathematisch gut beschrieben – und umgekehrt für Quantengatter nutzbar. Es kann sich dabei um Drehmomente in einem Molekül rotierender Atome handeln, um Paare „verschränkter“ Lichtpartikel, in „Ionenfallen eingefangene“ elektrisch geladene Teilchen oder tief gekühlte Atome, die man als „Materiewellen“ zu manipulieren vermag. Man kann in solchen Quantensystemen mit Hilfe von Laserstrahlen, Magnetfeldern oder Radioimpulsen Information speichern und durch Auslösen kleiner physikalischer Vorgänge verarbeiten lassen.

Im Unterschied zu den klassischen Computern hat man es dabei als Informationseinheiten nicht nur mit den Alternativen 1 – 0, also mit Bits (von binary digits) zu tun. Vielmehr kann man in den Quantensystemen „Überlagerungen“ der Grundzustände erzeugen und erhält sogenannte „Quantenbits“, kurz Qubits, in denen jeweils eine Vielfalt von Informationen unterzubringen ist. Darin steckt die ungeheure Steigerung der Rechengeschwindigkeit. Ein einziges Molekül kann die Funktion eines kleinen Computers übernehmen.

Das hört sich im Prinzip einfach an, ist aber in der Durchführung voller Probleme und Besonderheiten. Wir heben drei davon heraus:

(1) Das erste Problem betrifft das Ablesen von Ergebnissen. Wenn zwei Personen gleichzeitig dasselbe Buch oder dieselbe Zeitung in die Hand nehmen wollen, sagt manchmal der eine zum andern: „Ich lese dir nichts weg“. Man verzehrt den Text ja nicht wie eine Speise, sondern er bleibt nach dem Lesen unverseht zur Verfügung. In Quantencomputern ist das anders. Liest man ein Resultat durch Messung ab, dann zerstört man den Zustand des Quantensys-

tems, der die Information getragen hat. Man „liest die Ergebnisse weg“. Das hat beispielsweise zur Folge, dass in Quantencomputern keine Zwischenablagen von Teilresultaten möglich sind. Deshalb musste man völlig neue Rechenverfahren, „Algorithmen“ finden, was auch gelungen ist.

Ein positiver Effekt dieses Phänomens besteht in der Sicherheit von Verschlüsselungen. Wird eine Nachricht Buchstabe für Buchstabe übermittelt, dann merkt der Empfänger schon, wenn ein einzelner Buchstabe abgefangen wird; denn er kommt bei ihm nicht an. So kann er die Übertragung stoppen und man beginnt mit einem neuen Code. Das mag Verzögerungen bedeuten; aber die Verschlüsselung ist absolut sicher.

(2) Ein zweites Problem hängt ebenfalls mit dem Auslöschen von Ergebnissen bei Messungen zusammen. Es besteht darin, dass die Messungen nur wahrscheinliche Resultate liefern. Allerdings hat man – das mag paradox klingen – so gute Theorien für die Wahrscheinlichkeitsvorgänge, dass man mit Hilfe der Wiederholung von Messungen und Fehlerkorrekturen faktisch sichere Ergebnisse erhält. Immerhin spiegelt sich hierin etwas von der Andersartigkeit quantenphysikalischer Prozesse gegenüber streng kausalen Vorgängen der Mechanik oder Elektronik. Man hat brauchbare mathematische Theorien, versteht aber nur sehr begrenzt, was sich im Miteinander von Zufall und Notwendigkeit abspielt.

(3) Ein drittes Problem bei der Entwicklung von Quantencomputern ist technisch das bisher schwierigste. Es besteht darin, dass die manipulierten Quantenzustände sehr empfindlich sind. Man kann sie mit extrem leise gespielter Musik vergleichen, die nur in absolut schalldichten Räumen hörbar

ist. Für die im Augenblick aussichtsreichsten Bauprinzipien für Quantencomputer, die Ionenfallen und die Atomfallen, besteht der „schalldichte“ Raum in einer Nähe zum absoluten Nullpunkt. Man muss das technische System auf nur einige Milliardstel Grad über dem absoluten Nullpunkt kühlen. Die Umgebung des Quantensystems muss sozusagen in eisiger Ruhe erstarren, damit man die Musik des Quantenorchesters verstehen kann. Das bedeutet einen außerordentlichen technischen Aufwand, bisher das größte Hindernis für die Produktion derartiger Quantencomputer.

Die beiden anderen Bauprinzipien sind zwar bei Zimmertemperatur zu realisieren, gestatten aber nur wenige Qubits zu verarbeiten. Hier hofft man mit einer Vernetzung weiterzukommen oder auch mit einer Kombination von klassischen und Quantencomputern.

Zum allgemeinen Verständnis der Quantentheorie

Bemerkenswert ist, dass diejenigen Quantengesetze, die den neuen Computern zugrunde liegen, in der Hauptsache exotische Phänomene sind, über die man lange theoretisch gerätselt hat. Sie gehen teilweise auf Albert Einstein zurück, der damit versuchte, die Quantentheorie ad absurdum zu führen. Einstein mochte diese Art von Physik nicht. Sie passte nicht in sein Weltbild, weil in ihr Wahrscheinlichkeitsgesetze eine maßgebliche Rolle spielten. Die Quantentheorie „ist noch nicht der wahre Jakob“ meinte er. Das ist umso erstaunlicher, als Einstein für seinen Beitrag zur Quantentheorie den Nobelpreis erhielt (nicht für seine Relativitätstheorie). Er hatte eine quantenphysikalische Erklärung für den sogenannten lichtelektrischen Effekt geliefert, der dem Bau von Sonnenkollektoren zugrunde liegt. Einstein behauptete,

dass die Quantentheorie Naturereignisse vorhersage, die absurd seien und die es in der Natur gar nicht geben könne. Aber Bohr, Heisenberg und andere Physiker konnten die Kritik Einsteins immer wieder theoretisch einigermaßen ausgleichen. Erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war man durch die Entwicklung der Nanotechnik, die bis in die Bearbeitung einzelner Atome vordringen kann, so weit, die Frage zu stellen und nachzuprüfen: Gibt es die von Einstein vorhergesagten „absurden“ Phänomene vielleicht wirklich? Es gab sie – und sie sind die Grundlage für Quantencomputer geworden.

Ich möchte ein Beispiel kurz erläutern, und zwar die Frage: Ist Licht ein Wellenvorgang oder besteht Licht aus Millionen oder Milliarden kleiner Lichtteilchen, die sich wie kleine Geschosse ausbreiten? Um zu zeigen, dass Licht Wellencharakter hat, nutzt man – in einem schon älteren Versuch – die Interferenz von Wellen. Man schickt Licht von einer sehr schmalen Lichtquelle durch schmale parallele Spalte. Die Spalte wirken wie getrennte Lichtquellen, deren kreisförmige Wellen sich teilweise verstärken und teilweise auslöschen, also Interferenzmuster bilden. Man kann sie etwa als Streifen auf einer Fotoplatte sichtbar machen.

Nun aber schwächt man die Lichtquelle so stark ab, dass nur noch einzelne Photonen die Lichtquelle verlassen. Dann stellt sich heraus, dass diese Photonen, wenn sie überhaupt einen Spalt treffen, dann nur einen von beiden. Um das festzustellen, bringt man Photoplatte dicht hinter den einzelnen Spalten an. Nur eine wird jeweils belichtet. Das Licht hat demnach Teilchencharakter, Wellen gehen jeweils durch beide Spalte.

Was ist nun richtig? Besteht das Licht aus Wellen oder aus Teilchen? Jemand kam auf eine schlaue Idee und meinte: Beides ist

gut miteinander vereinbar. Das Licht kommt nicht in breiten Wellenfronten an wie das Wasser im Meer, sondern in großen Mengen von kleinen Wellenpaketen, eng begrenzten Stoßwellen. Diese überlagern sich genau so wie die Wellenfronten und bilden Interferenzmuster. Einzelne Wellenpakete aber verhalten sich wie Teilchen. Auf diese Weise kann man also Teilchen- und Wellencharakter des Lichtes miteinander verbinden.

Nun hatte man jedoch die zusätzliche Idee, das noch einmal wie folgt nachzuprüfen: Lässt man die schwache Lichtquelle, die nur einzelne Photonen aussendet, zwei oder drei Wochen lang strahlen, dann schickt sie so viel Licht durch die beiden Spalte wie bei einer kurzen Belichtung mit einer starken Glühbirne. Da aber jedes Photon allein seine Bahn zieht, kommt es zu keinen Überlagerungen, also ergibt sich auf der Fotoplatte ein verwaschenes Bild, kein Muster von Interferenzstreifen. Man führte den Versuch durch und stellte zur Überraschung fest, dass die Fotoplatte sehr wohl schöne Interferenzmuster zeigt. Die Erklärung mit den Wellenpaketen war somit Makulatur. Jedes Lichtteilchen verhält sich wie ein Balletttänzer, der von einer Ballettgruppe neu eingestellt werden soll und dem Regisseur ohne Kenntnis dessen, was die Gruppe tanzt und ohne Anwesenheit anderer Tänzer die Pirouetten und Sprünge genau so vorführt, als ob die anderen Mitglieder der Gruppe mittanzen. – Dieses bizarre Verhalten des Lichts ist bis heute nicht wirklich verstanden. Es ist so, als ob das einzelne Photon, wenn es durch einen Spalt fliegt, eine „Geisterwelle“ durch den anderen Spalt schickt, mit der es sich hinterher überlagert. Eine solche Vorstellung widerspricht aber der mathematischen Theorie, die die Vorgänge zwar abstrakt, aber sehr präzise – und technisch anwendbar –

beschreibt. Das Debakel liegt nur in unserer Vorstellung, in unserem Weltverständnis. Indem Quantencomputer derartige scheinbar absurde Phänomene realisieren, sind sie sichtbarer Beleg dafür dass das neue Naturverständnis der Quantenphysik nicht ein Hirngespinnst von Theoretikern darstellt, sondern reale Ereignisse betrifft.

Konsequenzen für die Neurobiologie

Noch bedeutsamer als diese Feststellung sind die Konsequenzen für die Neurobiologie. Mit den Quantencomputern gewinnt die Frage neue Aktualität, inwiefern Quantenphysik für das Verhältnis von Gehirn und Bewusstsein oder Gehirn und Geist relevant ist. Man kann die Frage zunächst in ein einfaches, allerdings gefährliches Schema pressen: Die bisherige Hirnforschung orientiert sich stark an einem Vergleich zwischen klassischen Computern und Gehirn. Müsste sie sich nicht jetzt um die Analogie von Quantencomputern und Neurophysiologie bemühen? In dieser Form ist die Frage insofern irreführend, als generell der Vergleich von Computer und Gehirn sehr problematisch ist und allenfalls in einzelnen Aspekten, Bausteinen der Nachrichtenverarbeitung, seinen Sinn hat. Die vielfach von Wissenschaftlern vertretene Ansicht, Geist und Bewusstsein seien weiter nichts als Produkte der neuronalen Netze des Gehirns ist zirkelhaft, weil sie auf einem Begriff von Geist und Bewusstsein basiert, der in Analogie zur Informationsverarbeitung im Computer gebildet ist. Neurobiologie ist nicht legitimiert, mit ihrem Denkschema geistesgeschichtlich gewachsene Begriffe wie „Geist“ oder „Bewusstsein“ zu besetzen. Das gilt auch dann, wenn man von klassischen zu Quantencomputern übergeht.

Indessen zeigen sich bereits auf der Ebene der Bausteine von Nachrichtenverar-

beitung erhebliche Unterschiede zwischen beiden Computertypen. Während die 1,0-Gatter für „und“, „oder“, „nicht“ voll durchschaubar sind und ihre Zusammensetzung eine rein technische Konstruktion darstellt, stehen wir staunend vor den Quantensystemen und rätseln, wieso sie in natürlicher Weise zu gigantischen Rechenoperationen fähig sind. Wir nutzen sie geschickt aus, haben sie aber nicht geschaffen. Die Natur arbeitet für unsere Technik. Und so stellt sich die natürliche Frage: Ist die Informationsverarbeitung in Quantencomputern, die wir der Natur abgelauscht und benutzt haben, nicht ein Hinweis darauf, dass sie tief im Naturgeschehen selbst verankert ist? Machen wir uns vielleicht nur kleine Häppchen zunutze, die aus einer Vielfalt von Gestaltungsvorrichtungen in der Natur herausgeschnitten sind? Leihen wir sozusagen einzelne Musikinstrumente aus, ohne die Symphonie zu kennen, die ansonsten mit diesen Instrumenten in der Natur gespielt wird? – Bisher wehren die meisten Neurobiologen derartige Fragen ab, da sie noch keine experimentellen Ansatzpunkte gefunden haben. Im Gefolge der Entwicklung von Quantencomputern kann sich das bald ändern. Der amerikanische Neuroforscher Stuart Hameroff vermutet seit längerer Zeit – und wird dabei von dem englischen Physiker Roger Penrose unterstützt –, dass die sogenannten Mikrotubuli, kleine Röhrchen in den Nervenzellen (Durchmesser etwa 5 Millionstel Millimeter), eine ähnlich gute „schalldichte“ Abschirmung für sogenannte Quantenkohärenzen – die leise „Orchestermusik“ der Quantensysteme – bieten wie die Nähe zum absoluten Nullpunkt. Hameroff vermutet, dass in den Mikrotubuli ebenso wie in den DNS-Molekülen des Erbgutes so etwas wie Quantencomputer am Werk sind. Dabei sind wahrscheinlich unsere Vorstellungen über die atomaren Mini-Rechner

viel zu grob, um auch nur annähernd das Naturgeschehen auf der Quantenebene zu beschreiben. Man wird sehen müssen, wie weit sich Hameroffs Hoffnung erfüllt, dass wir auf der Quantenebene zu einem neuen Verständnis dessen kommen, was wir Bewusstsein nennen. Hameroff geht so weit, dass man aufgrund der sogenannten Nichtlokalität und anderer Eigenschaften der Quantenkohärenzen ein Denkmodell für die Trennung des Bewusstseins vom Körper entwickeln kann. Das würde zu einem neuen Verständnis für die alte Annahme führen, dass die Seele den Körper verlassen kann und möglicherweise dessen Tod überdauert.

Fazit

Diese Überlegungen sind gewiss noch hypothetischer Art und man sollte behutsam sein, eine Weltsicht darauf zu gründen. Eines scheint aber klar: Die Lösung des Bewusstseins oder der „Seele“ vom Körper ist naturwissenschaftlich in den Bereich des Denkmöglichen gerückt. Allein das kann gegenüber dem naturalistischen oder materialistischen Weltbild als ein tiefer Umbruch angesehen werden. Für eine religiöse Schau von „Seele“ bedeutet es, dass der Glaube an eine unsterbliche Seele keineswegs einem naturwissenschaftlichen Weltbild widerspricht, sich aber auch nicht darin auflöst.

So tragen Quantencomputer voraussichtlich in doppelter Weise zu einem neuen Zeitalter bei, als technologische Revolution und als Unterstützung eines Naturverständnisses, das die Endlichkeit des Menschseins transzendiert und – auch im weiten Sinn physikalisch – in eine umfassendere Wirklichkeit einbettet.

INFORMATIONEN

INTERRELIGIÖSER DIALOG

Sind monotheistische Religionen besonders anfällig für Gewalt? Diese ebenso aktuelle wie provokative Fragestellung lockte am 7. Dezember 2004 über 200 Fachleute und Verantwortliche aus Politik, Wirtschaft und Verwaltung ins Berliner Haus der Friedrich-Ebert-Stiftung. Die Tagung „Religionen und Gewalt“ wurde hier das dritte Jahr in Folge zusammen mit der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen veranstaltet, welche ihre besonderen Kompetenzen in der Analyse religiöser Gegenwartskultur einbrachte. Hochkarätige Referenten aus Islam, Buddhismus und Christentum erlebten kontroverse Dialoge, indem sich jeder Religionsvertreter einer kritischen Außenperspektive stellen musste. Durch die kontrastreiche Veranstaltung führten *Johannes Kandel* von der Friedrich-Ebert-Stiftung und *Reinhard Hempelmann*, Leiter der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen.

Einen ersten Zugang zur Gewaltproblematik in monotheistischen Religionen bot *Wolf Krötke*. Der evangelische Theologe plädierte in seinem Eingangsreferat für eine differenzierte Betrachtungsweise, denn der eine Gott gewinne in den drei abrahamitischen Religionen Judentum, Christentum und Islam ein je spezifisches Profil. Mit einer explizit theologischen Argumentation arbeitete *Krötke* heraus, warum besonders monotheistische Religionen zur Selbstkritik fähig seien: Der transzendente Gott übersteige die Welt und sei ihr gegenüber als frei gedacht. Ebenso sei der Gläubige frei, welcher vor Gott in Vernunft und Selbstverantwortung lebe und im Licht von dessen Geboten die eigene Lebenspraxis kritisch reflektiere. Auf diese

Weise könne ein gläubiger Mensch sich auch von struktureller Gewaltverflechtung innerhalb seiner Gesellschaft freimachen. In der anschließenden Plenumsdiskussion wurde dieser Ansatz nicht weitergeführt. Vielmehr hob das Publikum die gemeinsamen Traditionen der monotheistischen Religionen hervor: Hier sei ein Gespräch möglich, das auch Differenzen nicht ausparen dürfe. Nach dem ebenso fachkundigen wie engagierten Eingangsreferat erhärtete sich der Eindruck, dass dezidiert theologische Zugänge von einem breiteren Publikum nur bedingt wahrgenommen und kaum diskutiert werden.

Die erste Dialogrunde widmete sich dem Islam, wobei die Stimmung im vollen Saal so konzentriert wie angespannt war. *Bekir Alboga* von der Türkischen Union der Anstalt für Religion übersetzte Islam mit Frieden und warb sehr leidenschaftlich für die entsprechenden Aspekte seines Glaubens. Er präsentierte ein modernes Islamverständnis aus dem türkischen Kontext, das sich einer historisch-kritischen Auslegung des Koran annähert. Mohammed sei in seinen mekkanischen Anfängen selber verfolgt worden, worauf er in Medina als Vermittler unter verfeindeten arabischen Gruppen gewirkt habe. Gegenüber jüdischen Gemeinschaften der Stadt sei Mohammed als Machthaber tolerant gewesen. *Alboga* betonte die universellen ethischen Werte seiner Religion und verwahrte sich dagegen, die im Koran dokumentierte Frühzeit des Islam politisch zu idealisieren. Kritisiert wurde seine Darstellung nicht nur von einem arabischen Glaubensbruder aus dem Plenum, sondern auch von *Christine Schirrmacher*, Leiterin des von der Evangelischen Allianz getragenen Instituts für Islamfragen in Bonn. In der islamischen Frühzeit sei das Verhältnis zwischen der mekkanischen ethischen Phase und der medinischen politischen Phase durchaus ambivalent. In

Medina sei Mohammed zum Kriegsherrn geworden und habe auch die drei ansässigen jüdischen Stämme bekämpft. Darüber hinaus sprach *Schirrmacher* grundlegende Kommunikationsprobleme mit islamisch geprägten Kulturen des nahen und mittleren Ostens an. Deren Vertreter würden häufig innerhalb ihrer Gemeinschaften andere Ansichten vertreten als gegenüber westlichen Gesprächspartnern. Dieser Beobachtung stimmte das Tagungspublikum zu und hob ebenso hervor, dass man den Islam beim Debattieren nicht beständig zur Verteidigung drängen dürfe. Insgesamt gelang es *Alboga* nicht, das Plenum für sich einzunehmen. Hier wirkte die politische Großwetterlage mit der fachkundigen Argumentation *Schirrmachers* zusammen, welche *Albogas* Darstellung tendenziös erscheinen ließ. Aufschlussreich war das Publikumsgespräch besonders hinsichtlich der innerislamischen Pluralität, welche offenbar aus den kulturellen Hintergründen der Beteiligten erwächst.

Wesentlich entspannter gestaltete sich die zweite Dialogrunde mit dem Buddhismus. *Jürgen Manshard* vom Tibetisch-Buddhistischen Zentrum in Berlin stellte Gier, Hass und Unwissenheit als geistige Ursachen allen Leidens heraus. Wer nach der Lehre des Buddha seinen Geist im Zaum hält, vermag auch Körper und Rede zu zügeln, um die ganze Person zu transformieren. So sei Gewaltlosigkeit im buddhistischen Sinne ein zu erstrebender Aspekt des Geistes, der Erleuchtung und Befreiung aus dem Kreislauf der Wiedergeburten mit befördert. Die Ursachen der Gewalt lägen aus buddhistischer Perspektive in der Person selbst, womit zugleich das Leiden anderer Wesen nicht einfach hingenommen werde. Im Kontrast zu diesen streng philosophischen Überlegungen berichtete der Züricher Theologe und Religionswissenschaftler *Georg Schmid* sehr anschaulich von seinem Besuch im

neuen Berliner „Shaolin-Tempel“. Die dortigen Mönche stünden mit ihren Kampfkünsten in einer langen Tradition, die buddhistische Lehre und Konzentrationspraxis mit der Ausbildung von Kriegern verbindet. Ein historisches Beispiel sei die Verstrickung des Zen mit dem japanischen Militarismus und Kolonialismus, namentlich die Ausbreitung von Klöstern der Soto-Schule im besetzten Korea. Trotz meditativer Transformation sind Menschen nach *Schmid* fehlbar und bleiben in christlicher Wahrnehmung Sünder, die auf Gottes Gnade angewiesen sind. Der Buddhismus müsse sich in unserer Kultur davon freimachen, zu einem Traumbild der Westler zu werden, das aller menschlichen Schattenseiten entbehrt. Da *Manshard* diesem Anliegen nicht grundsätzlich widersprach, könnte man den Dialog als gelungene Annäherung betrachten. Freilich wurden auch hier philosophische und theologische Differenzen nicht eingehender diskutiert.

Die Gewaltgeschichte des Christentums griff in der letzten Dialogrunde der evangelische Theologe *Richard Schröder* auf. Er warnte vor simplifizierenden Sichtweisen und forderte das Publikum mit neuen historischen Aspekten heraus. Die Kreuzzüge wurden von ihm als Kriege einzelner Päpste analysiert, die ihre politischen Machtansprüche auch theologisch zu rechtfertigen suchten. Mit diesen Tendenzen habe die Reformation gebrochen, indem Luther die Türkenkriege als ein „weltlich Ding“ der Fürsten qualifizierte. Ein zweites Themenfeld erschloss *Schröder* anhand von Hexenverfolgungen im entkolonisierten Afrika unserer Tage, bei denen außerchristliche magische Vorstellungen eine Rolle spielten. Hier hätten kirchliche Einflüsse bisher hemmend gewirkt, indem auch Hexen als Geschöpfe Gottes wahrgenommen wurden. Der Humanist *Peter Schulz-Hageleit* zeigte sich kritisch gegenüber friedensstiftenden An-

sprüchen des Christentums. Er wies in diesem Zusammenhang auf strukturelle Gewalt hin, die in Deutschland von der finanziellen Privilegierung der Kirchen ausgehe. Ebenso sei jede christlich-fundamentalistische Begründung für kreuzzugsähnliche Kriegshandlungen abzulehnen. Hier zeige sich, dass der Missions- und Hegemonieanspruch des Christentums grundsätzlich fortbestehe. Die anschließende Diskussion gestaltete sich uneinheitlich und fand keinen Fokus. Es ging stellenweise um christlich-fundamentalistische Einflüsse auf die US-amerikanische Regierung. Für deren politische Praxis wurde darauf hingewiesen, dass globalstrategische Überlegungen eine Rolle spielten, die älter seien als Bushs Präsidentschaft und persönliche Religiosität. Zur Gewaltgeschichte des Christentums kam ein tiefer gehender Dialog auch deshalb nicht zustande, weil der humanistische Gesprächspartner sein Profil nur erahnen ließ. *Schulz-Hageleit* verstand es vielmehr, mit diversen Einzelaspekten seines Vortrags den Widerspruch des Publikums hervorzurufen.

Monotheistische Religionen sind anfällig für Gewalt, weil sie von fehlbaren Menschen gelebt werden. Jede einzelne besitzt ein spezifisches Gewaltpotential, das mit ihrer besonderen Geschichte zusammenhängt. Es geht also vornehmlich darum, die eigene Gewaltgeschichte zu erkennen und aufzuarbeiten. Diese Aufgabe ist allen Religionen unabhängig von ihrer inhaltlichen Orientierung gestellt. Einige sind hierbei fortgeschritten, andere stehen noch am Anfang. Die selbstkritische Auseinandersetzung schafft eine Basis, um integrierend zu wirken und zukünftige Gesellschaften mitzugestalten. Jede Religion steht somit vor Herausforderungen, die ihr Gründer nicht kannte und muss sich im Licht ihrer Tradition beständig erneuern.

Martin Eichhorn

Auftrag ausgeführt... Die Ereignisse vom 11. September 2001 riefen nicht nur weltweite Bestürzung hervor, sie inspirierten manche auch zu bizarren Deutungen (vgl. MD 11/2001, 373ff). Auch das unerwartete Seebeben in Südostasien vom Dezember 2004 mit seinen verheerenden Folgen wurde bereits religiös interpretiert. Nahe liegend war die Deutung der Flutwelle als ein apokalyptisches Zeichen oder als Warnung an die Menschheit.

Auf der Homepage einer „Bewusstseinschule der Neuen Zeit“ (www.kryon-schule.com) konnte man auf solch christlich tradierte Bilder verzichten und kam zu ganz anderen Schlüssen: Das Seebeben sei kein geophysikalisches Phänomen gewesen, sondern der Beginn einer „Reinigung“. Diese Gewissheit zieht man aus einer Channeling-Botschaft eines „Melek Metatron“, der zu einer ganzen Reihe von Wesenheiten gehört, die auf dem Wege des Channeling Botschaften von „Kryon“ übermitteln (vgl. auch MD 12/2002, 361ff). In einer Botschaft vom 29. Dezember 2004 gibt diese Wesenheit der Menschheit also zu wissen, „Mutter Erde“ habe sich in dem als Seebeben wahrgenommenen Ereignis „von alten und negativen Gedankenmustern, die die Menschen in tausenden von Inkarnationen auf Lady Gaia abgeladen haben, befreien“ müssen. Mehr noch: Die Seelen der Opfer seien in diese Vorgänge eingeweiht gewesen und hätten die Flutwelle bejaht. „Stelle dir vor, wenn du die Bilder des Schreckens siehst, dass diese Seelen zugestimmt haben, zu gehen (...)“. Manche Seelen hätten sich überhaupt nur zu diesem Zweck inkarniert und hätten somit „einen großen Auftrag“ erfüllt.

Diese Naturkatastrophe war aber nur der Anfang. Mindestens zwei weitere, gewaltige Ereignisse sind noch zu erwarten.

Genauere Angaben dazu werden allerdings nicht gemacht. Es wird nur gewarnt: „Versucht auf keinen Fall, das Kommende abzuhalten. Lasst zu, dass der planetare Aufstieg vorangeht.“ Vorerst jedoch werden alle „Lichtarbeiter“ aufgerufen: „Stellt euch zur Verfügung (...). Schickt Mutter Erde Erdung und sendet liebevolle Gedanken zu ihr“.

Liebevolle Gedanken täten auch den Betroffenen gut. Die dahingeraffteten Opfer zu „Eingeweihten“ zu stilisieren, die ihrem Tod zustimmten, ist eine höchst fragwürdige Ehre und kann als solche wohl nur denen erscheinen, die derart krude Theorien brauchen, um sich aus der allzu bitteren Realität in einen „planetaren Aufstieg“ hinweg zu phantasieren.

Andreas Fincke

NEOHINDUISMUS

Auch die „Zukunftsstadt“ Auroville von Flutkatastrophe betroffen. Auch das Stadtprojekt Auroville ist von der verheerenden Flutkatastrophe betroffen, die am 26. Dezember neben anderen südasiatischen Regionen die ostindische Küste heimgesucht hat.

Auroville wurde 1968 als eine Art „Zukunftsstadt“ von Mira Alfassa, der „Mutter“ genannten spirituellen Gefährtin des Philosophen, Politikers und Gurus Sri Aurobindo (1872-1950), gegründet. „Ziel des Projektes ist es, durch das gleichberechtigte Zusammenleben von Menschen aller Nationen ein urbanes Modell menschlicher Einheit und gelebter Völkerverständigung zu schaffen. (...) Diese innere Haltung der Aurovillianer führte bisher – in verschiedenen Entwicklungsgraden – zur Verwirklichung interkultureller, architektonischer, ökologischer, technologischer und sozialer Alternativen. Ihre Ausstrahlung geht über das unmittel-

bare Projektgebiet und die nähere Region weit hinaus und reicht heute auch in andere Teile Indiens und der Welt“, so der 1982 gegründete Förderverein AUROVILLE INTERNATIONAL (AVI) DEUTSCHLAND e.V.

Von den Bewohnern und Besuchern Aurovilles wurde zwar anscheinend niemand verletzt oder getötet, doch wurden die strandnahen Siedlungsteile der Stadt weitgehend zerstört. Zudem sahen sich die Bewohner Aurovilles mit zahlreichen Flüchtlingen aus benachbarten Dörfern konfrontiert, für die ein Auffanglager errichtet werden musste. Es wird geschätzt, dass in der näheren Umgebung rund 7000 Menschen obdachlos wurden. Die Freunde und Gönner Aurovilles wurden zu großzügigen Spenden aufgerufen.

Keine Schäden entstanden dagegen anscheinend am Ashram Sri Aurobindos im Zentrum der benachbarten Stadt Pondicherry.

Christian Ruch, Zürich

ANTHROPOSOPHIE

Demeter-Produkte weniger gefragt. (Letzter Bericht: 10/2004, 393f; 1/2005, 33ff, 36f) Nach einem Bericht der Zeitschrift *info3* (12/2004, 42-44) befindet sich der biologisch-dynamische Landbau in der Krise. Bei Demeter-Produkten seien „Stagnation und Rückgang zu beobachten“. 2002 konnte nur ein einziger Betrieb hinzugewonnen werden. Im darauffolgenden Jahr (2003) verlor der Demeter-Bund sogar neun Betriebe und hat innerhalb der ökologisch wirtschaftenden Betriebe nur noch einen Marktanteil von 8,1 Prozent inne und musste damit im Vergleich zum Vorjahr eine Einbuße von 0,4 Prozent hinnehmen. Ingo Hagel vom *Institut für Biologisch-Dynamische Forschung* (Darmstadt) bezeichnet diese Entwicklung als

alarmierend und führt den Negativtrend auf die Konkurrenzsituation am Ökomarkt zurück, wo der biologisch-dynamische Landbau seine noch bis in die 1970er Jahre andauernde marktbeherrschende Stellung verloren hat. Die entscheidende Ursache für die rückläufige Nachfrage nach Demeter-Produkten sieht der Autor – ganz in anthroposophischen Kategorien denkend – in der vorherrschenden „materialistischen Weltauffassung“, wogegen die „biologisch-dynamische Wirtschaftsweise (...) sich aber nicht auf materialistisch-naturwissenschaftlichem Weg verstehen oder beweisen“ lasse. So fordert Hagel denn auch: „Statt auf den verständnislosen Verbraucher zu sehen, der einem die Produkte nicht mehr abnimmt, sollte man sich im *Demeter*-Verband fragen, inwiefern man es versäumt hat, nach innen und in der Vermittlung nach außen ein tragfähiges Fundament für das Ideelle dieser spirituellen Landwirtschaftsmethode zu schaffen, und man sich so selbst den Boden für die eigene Existenz entzogen hat.“ (43)

Der biologisch-dynamische Landbau geht auf die Impulse Rudolf Steiners (1861-1925) zurück, der 1924 in acht Vorträgen „Geisteswissenschaftliche Grundlagen zum Gedeihen der Landwirtschaft“ auf dem Gut Koberwitz bei Breslau entwickelt hatte. Er ist damit ganz eng auf die weltanschaulichen Grundlagen der Anthroposophie bezogen, die Steiner auch als „Geisteswissenschaft“ bezeichnet hatte. Demeter-Bauern betrachten ihren Hof als „lebendigen, einzigartigen Organismus“ (www.demeter.de). „Sie haben nicht allein die konkreten materiellen Substanzen, die physischen Kräfte der Natur, im Blick, sondern auch die gestaltenden Kräfte des Kosmos. Sensible Naturbeobachtungen schulen und beeinflussen die tägliche Arbeit.“

Matthias Pöhlmann

Lebenslagen von Migrantinnen. Im Dezember wurde im Bundesfamilienministerium die Studie „Viele Welten leben“ vorgestellt (<http://www.bmfsfj.de/Kategorien/Forschungsnetz/forschungsberichte,did=22566.html>). Zweieinhalb Jahre wurden die Lebensbedingungen von 955 jungen Migrantinnen zwischen 15 und 21 Jahren untersucht, die aus der Türkei, Griechenland und Italien stammen. Auch Aussiedlerkinder wurden in die Untersuchung mit einbezogen. Die erste Studie dieser Art stellte die Bedeutung der Familie und Freundschaften, Bildung und Geschlechtsrollenverständnis sowie die Religiosität in den Mittelpunkt. Ein wichtiges Ergebnis ist die hohe Zufriedenheit, die von den Befragten hinsichtlich ihrer Lebenssituation ausgedrückt wurde.

Die Religion ist für alle Befragten bedeutsam, vor allem aber für die Musliminnen. Über die Hälfte bezeichnet sich als stark oder sehr stark religiös. Vor allem das Selbstvertrauen sei wichtig, das ihnen der Glaube gebe. Allerdings betont die Studie die Notwendigkeit, Musliminnen differenziert zu betrachten: Demnach unterscheiden sie sich im Hinblick auf die Stärke ihrer religiösen Orientierung sowohl nach nationalem Hintergrund (bosnisch oder türkisch) als auch – innerhalb der Mädchen mit türkischem Hintergrund – danach, ob sie Alevitinnen oder Sunnitinnen sind und bei Letzteren, ob sie ein Kopftuch tragen oder nicht. Nur zwölf Prozent der Musliminnen türkischer Herkunft tragen ein Kopftuch. Sie sind überwiegend stark religiös und fühlen sich durch den Islam – anders als viele Frauen ohne Kopftuch – nicht diskriminiert.

Die Migrationsforscherin Boos-Nünning, die vom Ministerium mit dieser Studie beauftragt worden war, beklagte, dass die falschen Frauen derzeit im Mittelpunkt

der Medien stünden. Zwar gebe es auch Migrantinnen, die sich unterdrückt fühlen. Sie seien jedoch nicht in der Mehrheit. Die Befragten legten Wert auf ihre Tradition und Sprache, die sie auch an ihre Kinder weitergeben wollen, halten aber auch gutes Deutsch für zwingend geboten.

Nach der Studie wachsen Migrantinnen weniger in ihren ethnischen Milieus heran als vielmehr in Zuwanderermilieus, die von unterschiedlichen Ethnien geprägt sind. Diese Vielfalt kann auch als ein Lernfeld für interkulturelles Verstehen angesehen werden.

Michael Utsch

BÜCHER

Mark Juergensmeyer, Terror im Namen Gottes. Ein Blick hinter die Kulissen des gewalttätigen Fundamentalismus, aus dem Amerikanischen von Franziska Mosthaf, Herder Verlag, Freiburg i. Br. 2004, 384 Seiten, 26,90 €.

Mark Juergensmeyer bemüht sich in seinem Buch um Verständnis für Terroristen und deren Aktionen. Dieses Verstehen bedeutet nicht, Untaten zu entschuldigen oder zu rechtfertigen, sondern zeigt, warum manche Konflikte sich hartnäckig allen Lösungsversuchen widersetzen. Ohne Kenntnis der religiösen Hintergründe ist es oft nicht möglich, angemessen zu reagieren.

Durch Interviews und mit persönlicher Kenntnis von Tätern beschreibt der Autor das Szenario des Terrors und den Hintergrund, vor dem er geschieht. Dabei beschränkt er sich nicht auf eine Religion, sondern beschreibt christliche, jüdische, sikhistische, islamistische Terroristen, die von Shoko Asahara initiierten Anschläge ebenso wie die Ermordung von „Abtrei-

burgsärzten“. Juergensmeyer möchte die religiösen Beweggründe der Taten darstellen. Er koppelt die Taten nicht von der Religion der Täter ab, als seien der „wahre Islam“ oder das „wahre Christentum“ frei von Gewalt und terroristische Aktionen ausschließlich deren Missbrauch. Er versucht vielmehr zu begreifen, welche aggressiven Faktoren die Religionen enthalten, aus denen terroristische Täter und Gruppen kommen. Gemeinsam ist solchen Gruppierungen, dass ihre Mitglieder als Hüter der Tradition auftreten und sich auf die Wurzeln ihres jeweiligen Glaubens berufen. Religion, von den säkularen Staaten in die Privatsphäre gedrängt, wird hier wieder „entprivatisiert“ und ins Zentrum gerückt. Deutlich wird die Ambivalenz von Religion: sie vermag höchste Blüten der Menschlichkeit hervorzubringen, ebenso aber auch Taten sinnloser Barbarei und Blutvergießen. Gewalt wird in der Regel zwar nur von Randgruppen befürwortet, die in ihrer Glaubensgemeinschaft Einfluss gewinnen wollen, aber mit ihren terroristischen Aktionen katapultieren sich diese Randgruppen ins Zentrum. Und auch indem sie sich die sozialen Anliegen ihrer Umgebung zu eigen machen und z.B. soziale Einrichtungen schaffen, entkommen sie der Marginalisierung. Die Religion wird in jedem Fall zur Rechtfertigung eigenen Handelns benutzt. Es zeigt sich, dass die Struktur eines Terroranschlags und seine Triebfedern Parallelen haben, gleichgültig, aus welcher religiösen Tradition der Täterkreis stammt. Juergensmeyer erinnert daran, dass Terror „Zittern“ heißt, man soll vor den Tätern zittern. Zittern sollen nicht nur die unmittelbar betroffenen Menschen, sondern auch die Zeugen – die vor Ort ebenso wie die an den Bildschirmen. Das Fernsehen ist eine ideale Bühne, denn es erweitert das Publikum ins Unermessliche. Terrorismus ohne „schockierte Zeugen“ wäre wie ein „Thea-

ter ohne Zuschauer“. Der Schockeffekt ist kalkuliert. Den eigenen Anhängern wird mit einem Anschlag gezeigt, dass man in der Lage ist, weltweite Wirkungen zu inszenieren. Gewaltakte dienen also auch der Stärkung der eigenen Bewegung und verhindern ihr Auseinanderbrechen.

Um eine Inszenierung geht es nach Juergensmeyer allemal. Er sieht im Ablauf eines Anschlags geradezu den Vollzug eines Rituals, dessen einzelne Schritte nachvollziehbar sind. Sowohl das Ziel des Anschlags hat symbolische Bedeutung als auch der Zeitpunkt, an dem er geschieht, selbst wenn die Bedeutung des Zeitpunkts nur den Anhängern bekannt ist. Die Ziele sollen den Lebensnerv der modernen Gesellschaft treffen, z.B. Flughäfen oder Bahnhöfe, touristische Zentren als „Orte der Sünde“, Symbole einer „tyrannischen Regierung“ wie das World Trade Center, also Ziele, die sich als satanisch ausmachen lassen. Dass kein Staat in der Lage ist, seine Bürger an öffentlichen Orten vollständig zu schützen, wird als Erfolg der Religion gewertet.

Viele Terroristen betrachten sich als Menschen, die friedliebend sind und Gewalt ablehnen. Ihre Gewalttaten verstehen sie als Antwort auf einen bereits vorhandenen Kriegszustand, sie sehen sich nicht als Angreifer, sondern als Opfer feindlicher Regierungen (gleich, ob der eigenen oder fremder) und sündiger Zustände, als edle Verteidiger des Glaubens und der Moral. Diese „edlen Krieger“ kämpfen gegen „Unmoral“, d.h. gegen Frauenemanzipation, Zölibat und Homosexualität, denn dieses sind für sie Zeichen einer aus den Fugen geratenen Welt. Die Krieger wollen die gerechte Ordnung wiederherstellen. Frauen kommt dabei die Rolle zu, z.B. „gute Muslime zu gebären“, d.h. Gotteskrieger, oder Hilfsdienste zu erledigen wie den Transport von Munition, oder die Männer mit eigenen Taten anzustacheln. Frauen in nicht-religiös definierten Orga-

nisationen haben eine andere Rolle. Dieses wird unter dem Gesichtspunkt Religion und Sexualität dargestellt.

Der Kampf, der auf der Welt tobt, ist der Kampf von Licht und Finsternis, von Gott und Teufel, er hat kosmische Dimensionen und wird endzeitlich verstanden. Dies ist ein Grund, weshalb sich bisher kaum politische Lösungen haben erreichen lassen. Die Regierungen gelten als fest in der Hand Satans. Einerseits wird immer wieder die „Verschwörung von Juden und Freimaurern“ als „Drahtzieher“ hinter den Regierungen und in der Wirtschaft ausgemacht, andererseits gilt die Rache Gottes den „Nicht-Juden“, die immer wieder im Laufe der Geschichte das Volk der Juden erniedrigt haben. Ziel ist eine Nation, die dem religiösen Gesetz folgt. Religionsfreiheit wird hier als die Freiheit verstanden, nach einem religiösen Recht zu leben.

Um das Ziel der Gruppe erreichen zu können, werden die Gegner dämonisiert. Sie werden als Untermenschen bezeichnet, Unschuldige auf der „andern Seite“ gibt es nicht. Das wird deutlich am Palästina-Konflikt. Die Gegner sind das Werkzeug des Satans. Ihre Entmenschlichung macht Gräueltaten erst möglich.

Juergensmeyer sagt nicht immer Neues, einiges ist längst dargestellt. Sein Verdienst besteht in der Zusammenschau dessen, was sonst als getrennt und zusammenhanglos erscheint. Verdienstvoll ist auch, die religiösen Hintergründe und Komponenten zu betonen. So wirft dieses Buch auch noch einmal ein Licht auf die jeweils eigene Religion, und man macht es sich sicherlich zu einfach, wenn man sich von dieser Art ihres „Gebrauchs“ vorschnell distanzieren statt darüber nachzudenken, wohin eine bestimmte Richtung der Auslegung und eine übermäßige Identifizierung mit dem, was man als Willen Gottes oder sein Gebot betrachtet, führen kann, nämlich zu „mörderischen Identitäten“ (Maa-

louf). Dennoch kommt Juergensmeyer zu dem Ergebnis: „Seltsamerweise scheint das Mittel gegen religiöse Gewalt letztlich nur eine neuerliche Wertschätzung der Religion selbst zu sein.“

Gabriele Lademann-Priemer, Hamburg

AUTOREN

Dipl.-Ing. Gerd Aldinger, Architekt, Arbeitsschwerpunkt magisch-religiöse Vorstellungen im Kontext Architektur, Darmstadt.

Prof. Dr. theol. Ulrich Dehn, geb. 1954, Pfarrer, Religionswissenschaftler, EZW-Referent für nichtchristliche Religionen.

Martin Eichhorn, geb. 1974, Dipl.-Theologe, z.Zt. in Vertretung im Referat „Außerchristliche Religionen“ der EZW tätig, promoviert im Fach Religions- und Missionswissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Prof. Dr. rer. nat. Günter Ewald, geb. 1929, Mathematiker, em. Professor für Mathematik an der Ruhr-Universität Bochum.

Dr. theol. Andreas Fincke, geb. 1959, Pfarrer, EZW-Referent für christliche Sondergemeinschaften.

Dr. theol. Gabriele Lademann-Priemer, geb. 1945, Pastorin, Beauftragte für Weltanschauungsfragen der Nordelbischen Ev.-Luth. Kirche, Hamburg.

Lutz Lemhöfer, geb. 1948, kath. Theologe und Politologe, Referent für Weltanschauungsfragen im Bistum Limburg.

Dr. theol. Matthias Pöhlmann, geb. 1963, Pfarrer, EZW-Referent für Esoterik, Okkultismus, Spiritismus.

Dr. phil. Christian Ruch, geb. 1968, Historiker, Mitglied der Ökumenischen Arbeitsgruppe „Neue religiöse Bewegungen“, Zürich.

Dr. phil. Michael Utsch, geb. 1960, Psychologe und Psychotherapeut, EZW-Referent für religiöse Aspekte der Psychoszene, weltanschauliche Strömungen in Naturwissenschaft und Technik.

Konzentrierte Informationen



€ 14,95 [D] / € 15,40 [A] / SFr 27,30
[3-579-06409-6]

Aktuell und praxisnah präsentiert dieses Lexikon die gesamte Bandbreite der Sekten, neureligiösen Bewegungen und Weltanschauungen. Es hilft Klarheit zu gewinnen: mit konzentrierten Informationen in ca. 300 Stichwörtern zur jeweiligen Geschichte, wichtigen Persönlichkeiten, Glaubenslehre und Praxis.

Für Schule, Studium, Erwachsenenbildung und für alle, die beruflich mit dem Thema konfrontiert werden.

IMPRESSUM

Herausgegeben von der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen (EZW), einer Einrichtung der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), im EKD Verlag Hannover.

Anschrift: Auguststraße 80, 10117 Berlin
Telefon (0 30) 2 83 95-2 11, Fax (0 30) 2 83 95-2 12
Internet: www.ezw-berlin.de
E-Mail: info@ezw-berlin.de

Redaktion: Andreas Fincke, Carmen Schäfer.
E-Mail: materialdienst@ezw-berlin.de

Für den Inhalt der abgedruckten Artikel tragen die jeweiligen Autoren die Verantwortung. Sie geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder.

Verlag: EKD Verlag, Herrenhäuser Straße 12,
30419 Hannover, Telefon (05 11) 27 96-0,
EKK, Konto 660 000, BLZ 250 607 01.

Anzeigen und Werbebeilagen: Anzeigengemeinschaft Süd, Augustenstraße 124, 70197 Stuttgart,
Postfach 100253, 70002 Stuttgart,
Telefon (07 11) 601 00-66, Telefax (07 11) 601 00-76.
Verantw. für den Anzeigenteil: Wolfgang Schmoll.
Es gilt die Preisliste Nr. 19 vom 1. 1. 2005.

Bezugspreis: jährlich € 30,- einschl. Zustellgebühr.
Erscheint monatlich. Einzelnummer € 2,50 zuzügl.
Bearbeitungsgebühr für Einzelversand. Abbestellungen sind nur mit einer Frist von 6 Wochen zum Jahresende möglich. – Alle Rechte vorbehalten.

Bei Abonnementwunsch, Adressenänderungen, Abbestellungen wenden Sie sich bitte an die EZW.

Druck: Maisch & Queck, Gerlingen/Stuttgart.

EZW, Auguststraße 80, 10117 Berlin
PVSt, DP AG, Entgelt bezahlt, H 54226